

Neues Lausitzisches Magazin Band 56, 1880, S. 291-335.

2017: Texterkennung mit Abbyy aus einem Buch der Indiana University Library bei Google Books. -

Links auf Briefe des Gleimhauses Halberstadt sind eingefügt.

Sigurd von Kleist. Fehler bitte an [sigurd@v-kleist.com](mailto:sigurd@v-kleist.com)

**Des Zittauer Dichters Johann Benjamin Michaelis Autobiographie**  
**von Dr. E. G. Wilisch, Gymnasiallehrer in Zittau.**

Zwei Zittauer haben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an den schöngeistigen Bestrebungen Theil genommen, die einer neuen Blüthe deutscher Literatur vorarbeiteten. Allgemeiner bekannt ist von ihnen Karl Friedrich Kretschmann, gewöhnlich Ringulf der Barde genannt, der 1738 geboren, den größten Theil seines Lebens nach guter lausitzer Sitte in seiner Vaterstadt als Advocat, später Gerichtsaktuar verlebte, dabei unausgesetzt literarisch thätig war und erst 1809 starb. Seine Bedeutung beruht darauf, daß er ein hervorragendes Glied, ja man kann sagen einer der Begründer der literarischen Schule war, welche durch die vermeintlichen Gesänge Ossians sich anregen ließ und solche Poesie nachahmend „Sentimentalität und Vaterlandsgefühl in altgermanischem Gewande zu vereinigen suchte“. Weniger gekannt, ja selbst für den größten Theil seiner Landsleute fast verschollen, ist der andere Zittauer Dichter Johann Benjamin Michaelis. Dieß erklärt sich aus dem kurzen Leben, das ihm beschieden war, aus den Verhältnissen, die ihn von seiner Studentenzeit an der Heimat entfremdeten, aus dem Fehlen directer Nachkommen (von Kretschmann lebte ein Sohn bis 1832), endlich aus dem Mangel eines neueren Biographen. Dennoch läßt Manches ihn der Betrachtung nicht unwerth erscheinen: Der verhältnißmäßige Werth seiner Poesien, die Anregung, die er andern Dichter jener Zeit gab, das persönliche Verhältniß, in welches er zu einem der bedeutenderen von ihnen trat. Der Verfasser dieses Aufsatzes entschloß sich daher unter Benutzung dessen, was Christian Heinrich Schmid, der Freund des Dichters, über ihn in der Einleitung zu seinen Werken geschrieben, sowie sonstiger Nachrichten, die theils hier an Ort und Stelle gesammelt, theils den Gedichten und Vorreden von Michaelis entnommen sind, eine neue Biographie desselben abzufassen. Da aber Michaelis selbst wenige Wochen vor seinem Tode in Halberstadt Nachrichten über sein Leben niedergeschrieben hat, auch Briefe von ihm und seinen Aeltern an Gleim in nicht geringer Zahl erhalten sind, so schien es schließlich besser jene Autobiographie, die auch für Zittau manches Interessante enthält, vollständig zu veröffentlichen und das, was etwa die Briefe und hiesige Nachforschungen Ergänzendes boten, sowie einige biographische und literarische Nachweise bei der Erwähnung minder bekannter Personen in Form von Anerkennungen beizufügen. Der Verwaltung der Gleimstiftung aber in Halberstadt sei auch an dieser Stelle der Dank für die freundliche Ueberlassung der betreffenden Manuscripte ausgesprochen.<sup>1</sup>

[292]

Johann Benjamin Michaelis.

Nachricht von seinem Leben und seinen Schriften.

In einem Schreiben an einen Freund<sup>2</sup>.

Halberstadt, im September 1772.

Sie verlangen mein Leben zu wissen? — Theuerster Freund! von einem guten Theil meiner Schicksale sind Sie Augenzeuge gewesen und von dem übrigen wissen Sie gerade so viel, als Sie wissen durften, um, nach Ihren zärtlichen Gesinnungen gegen mich, nicht über den Widerwärtigkeiten Ihres Freundes, oft Ihre eigne Ruhe zu vergessen. Ich bin in der Welt sehr wenig glücklich gewesen: und Sie werden sehen, daß mein Leben beynah eine ununterbrochne Kette von Unglücksfällen, Elend und Krankheit gewesen ist.

---

<sup>1</sup> 2019: Nach Ernst Reclam, Johann Benjamin Michaelis: sein Leben und seine Werke, Leipzig 1904, S. 99, gibt es im Gleimhaus in Halberstadt den Text als Entwurf und Reinschrift sowie eine von Körte veranlasste Abschrift, die Fehler enthält. Wilisch hat die Abschrift verwendet.

<sup>2</sup> Der Freund war Johann Gottfried Dyk, geboren 1750 in Leipzig, schöngeistiger Buchhändler in seiner Vaterstadt, der selbst einige Lustspiele verfaßte, besonders aber französische übersetzte, auch Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste herausgab. Er starb 1813. Bei ihm erschienen von Michaelis „die Schatten“, „Operetten“ u. A.

Ich bin am letzten December 1746 zu Zittau, in der Ober-Lausitz, geboren<sup>3</sup>. Mein Vater, Johann Martin, ein dasiger Handelsmann, und meine Mutter, Anna Katharina, eine geborne Reinecker, aus Regensburg, wandten auf mich alles, was ihre Einsichten und ihr Vermögen erlaubten. Schon in meinem dritten Jahre, mehr aus eigenem Triebe, als aus Absichten meiner Aeltern, ging ich zur Schule. Ich überholte in kurzem die meisten meiner Schulkameraden; aber leider, mit eben der Schnelligkeit, mit der sich meine Fähigkeiten entwickelten, entwickelten sich auch meine Leidenschaften. Ehrsucht und eine gewisse Ununterwürfigkeit setzten sich in meiner Seele vest: und alles, was ich durch Zeit und Vernunft über beide davongetragen, ist, daß ich der ersteren Mäßigung und eine anständigere Richtung gegeben, und die andere mit dem Verlangen nach Unabhängigkeit vertauscht habe.

Auf diesen glücklichen Jahren der Kindheit beruht alles, was wir einst werden sollen. Aber die Fäden spinnen sich viel zu fein an, als daß wir sie bis zu diesem ihren ersten Ursprunge verfolgen könnten. Ich hielt vor einer auserlesenen Kirchengemeinde, die nur aus meinem Vater, meiner Mutter und meiner Schwester bestand, wöchentlich Predigten. Vielleicht war die Sucht, diese Predigten mit eigen erfundenen herrlichen Versen zu durchspicken, schon damals ein Zeichen, daß mich mein Genius, oder Dämon dereinst zum Versmachen verdammen würde; vielleicht war es nichts, als ein Geist der Nachäffung, den ebenfalls mehrere Kinder haben, wenn in ihren Gegenden die Gesangbücher gäng und gebe sind, und die Prediger, ebenso wie bey uns, zwischen jede Periode ihrer Predigt einen Vers aus diesen Gesangbüchern zu karten gewohnt sind<sup>4</sup>.

Aber ach! mein theuerster Freund; schon mit meinem zehnten Jahre trat mein Glück in sein erstes Stufenjahr. Nach der für die Preußen unglücklich ausgefallenen Schlacht bey Collin, am 18. Juni 1757, näherte sich die kaiserliche Armee immer mehr unsern Gränzen. Wir waren bereits einige Tage blockirt, indeß die kleine Preußische Besatzung, welche aus nicht mehr, als einem Bataillon National- Preußen, und einem Bataillon zu Kriegsdiensten gezwungener Sachsen, denen man aus Furcht einer Rebellion nicht einmal Flintensteine erlaubte, bestand; gehalten gegen eine Armee von mehr als achttausend Mann, die unsre Freunde, unsre Bundesgenossen waren — alles dieses zusammen genommen, wer von uns hätte auch nur den geringsten Argwohn einer Begegnung, wie wir leider erfahren, fassen können? Mit Freuden sahen wir am Abend vor dem unglücklichen 23. Julius [293] 1757, wie die Oestreicher eine Parthie Leuchtkugeln über unsre Stadt schossen. Wir hielten's für einen freundschaftlichen Scherz: aber wir merkten wohl aus dem Ausgange, daß dieser Scherz bloß die Losung zu einem größeren, entsetzlichen Feuerwerke seyn sollte, das uns den andern Tag gegeben wurde. Es war des Morgens um zehn Uhr; ich spielte mit meiner Schwester auf der kleinen Bibliothek meines Vaters, als die ersten Bomben in unsre Stadt geworfen wurden. Wir waren, seit einiger Zeit, des Schießens ziemlich gewohnt, und spielten also, in unsrer Unschuld, ungestört fort. Endlich merkten wir, daß es unter uns unruhig ward. Wir stürzten von unserm Spiel auf, dem Wehklagen und der Verzweiflung von mehr als zwanzig Personen, entgegen, deren Häuser bereits in volley Flammen standen, oder es jeden Augenblick erwarteten; und deren unglückliche Bewohner in dem abgelegnem Theile der Stadt, wo meine Aeltern wohnten, ihre Zuflucht suchten. Aber auch hier war die Sicherheit von kurzer Dauer. Eine Bombe schlug in unser Haus: und nun eilten auch wir, durch die brennenden Gassen, und die unaufhörlich herabstürzenden Bomben, dem größten Haufen nach. Nur mein

---

<sup>3</sup> Des Dichters Geburtshaus, in der Globengasse gelegen (nach Dr. Tobias handschriftlicher Häuserchronik Amalienstraße No. 3), wurde vom Vater, der in der Kaufurkunde Lederhändler heißt, am 28. Februar 1744 gekauft. Dieser war geboren am 2. Juni 1709 (wie es scheint, nicht in Zittau), die Mutter gegen Ende des Jahres 1718. Nach dem Tode zweier älterer Kinder lebte außer Johann Benjamin nur noch eine Tochter Christiane Dorothea, geb. Ende Juni 1751. Die Familie befand sich damals in guten Vermögensverhältnissen, unterhielt auch Beziehung zu den gebildeten Kreisen der Stadt; unter den Pathen der Kinder, meist „vornehmen Bürgern, Kauf- und Handelsmännern“, erscheint auch einmal der damalige Pastor Primarius Urban Gottlieb Haußdorff. Der Name Michaelis, jetzt in Zittau so gut wie verschwunden, war damals nach Ausweis der Kirchenbücher in Stadt und Umgegend sehr häufig.

<sup>4</sup> Michaelis Werke (Wien, A. Schräml. 1791) II, 15:  
am Pindus, wo zu künft'gem Lohn  
Den Dichtern Lorbern keimen,  
Da, Leser, glaub' es, hascht' ich schon  
Als Kind nach lust'gen Reimen.  
Begreiflicher Weise schmeichelte das Talent des Knaben den Aeltern, wie er auch wieder selbst bezeugt in den ersten Zeilen der Widmung, mit der er ihnen seine Fabeln übersendete (II, 13):  
Ihr, deren Zärtlichkeit mein junges Saitenspiel  
Vielleicht zu früh, zu oft vielleicht gefiel.  
Ein schönes Gedicht von Michaelis behandelt die „Erinnerung der Kinderjahre“ (I, 34).

Vater blieb, aller unsrer Bitten ungeachtet, in unserm Hause zurück, und erwartete den Ausgang seines Schicksals. Gegen elf Uhr ließ der Preußische Commandant das eine Stadtthor öffnen. Wer ergriff freudiger als wir diese Gelegenheit? Eine unglaubliche Menge von Menschen, von so mancherley Ständen, von so mancherley, oft drolligen Aufzügen, als die Angst und der frühe Morgen veranlaßt hatte, wollte nunmehr auf's freie Felo dahin; jeden Augenblick durch das barbarische Betragen der Oestreichischen Husaren in neues Schrecken gesetzt. Endlich erreichten wir nach tausend Aengsten, das nahegelegne Dorf Bertsdorf. Meine arme Mutter war entsetzlich abgemattet. Wir fanden das Haus, wohin wir unsre Zuflucht nahmen, bereits mit mehr als hundert Personen besetzt, und ihre Anzahl wuchs mit jeder Minute. Hier saßen wir, sahn einander sprachlos an, und weinten. Das größte Unglück für uns war das Außenbleiben meines Vaters. Eine Stunde nach der andern verging, ohne daß wir auch nur die geringste Nachricht von ihm erhalten konnten. Endlich, gegen Abend, kam er unvermuthet. Er hatte uns, nachdem er den Brand seines Hauses abgewartet, ebenso ängstlich, als wir nach ihm verlangten, in allen benachbarten Gegenden gesucht. Gott, welch ein Entzücken, mitten in dem unaussprechlichen Elend! Er hatte nichts verloren; er hatte seine Frau und Kinder wieder: wir hatten nichts ausgestanden, wir hatten unsern Vater wieder! Nein, mein Freund, ganz unglücklich ist man selten, so lange selbst das Unglück noch seine Freuden hat.

Der Abend kam heran, und verging, so wie die Nacht, unter Wehklagen und Schrecken. Unsre Mannspersonen hatten sich insgesamt in den obern Theil des kleinen Hauses begeben, und den untern ihren Weibern und Kindern überlassen. Stellen Sie sich, liebster Freund, eine Stube voll von mehr als achtzig Personen vor, die sämmtlich vor Jammer, und der Himmel weiß vor was sonst, Taback schmauchen, und dabey weinen, daß eine Thräne die andre schlägt; stellen Sie sich diese weinende Tabacksgesellschaft vor, und leugnen sie es Rabenern ab, daß selbst die Angst ihre komischen Auftritte hat.

Mit anbrechendem Morgen eilte mein Vater nach der Stadt: wir folgten ihm des andern Tages nach, und fanden — was konnten wir anders erwarten? — unser Haus nieoergebrannt, meines Vaters ganzes Waarenlager [294] in Asche. — Kurz, statt eines ziemlich bemittelten, war mein Vater jetzt ein zu Grunde gerichteter Mann<sup>5</sup>.

Etwas baares, durch das gute Glück gerettete Geld wandte mein Vater an, um sobald als möglich, wenigstens einen Theil seiner Wohnung wieder aufzubauen, ohne die er seine Handlung, an deren Fortsetzung er noch immer dachte, auf keine Weise fortsetzen konnte.

Indeß lebten wir alle, Nachbarn und Nachbarskinder, wie in den ersten Zeiten der Unschuld, in völliger Gemeinschaft unserer Lebensmittel und Geräthe. Die an unsern gewesenen Häusern liegenden Gärten wurden bald der allgemeine Sammelplatz; und, indem die Männer, vornehme und geringe, in den Trümmern ihrer Brandstellen wühlten, kochten ihre Weiber, unter freyem Himmel, bey den ohnedies halb verbrannten Obstbäumen, ein Mahl, das zu einer andern Zeit nicht halb den Wohlgeschmack gehabt hätte, den es jetzt hatte. Feinde, die sonst einander alles ersinnliche Herzeleid angethan, waren jetzt auf einmal die aufrichtigsten Freunde. Männer, die es sich sonst zur größten Schande gerechnet hätten, mit eignen hohen Händen den Rock anzuziehen, karrten jetzt, in Gesellschaft ihrer Bedienten, Schutt und Steine hinweg, um nur geschwind genug zu wissen, ob ihre Keller und Gewölbe gerettet wären. Vertraulichkeit, Rechtschaffenheit, Eifer im Dienste Gottes und des Nächsten hatten sich auf einmal sichtbarlich unter uns niedergelassen — aber freylich nur so lange, bis ein Stockwerk von unsern Häusern wieder aufgebaut war.

Sie können leicht glauben, daß ich, unter allen diesen langwierigen Unruhen, in meinen kleinen Studien ziemlich zurückkam. Ich erhielt zwar, so bald mein Vater nur so viel wieder aufgebaut hatte, daß wir wohnen konnten, einen Informator, dem bald ein anderer folgte: allein beide wußten nicht genug, meiner Neigung nachzugehen, und dadurch mein Genie zu entwickeln. Erst in meinem zwölften Jahre war ich so glücklich, den Mann zu finden, den ich noch im Staube verehere, und dem ich alles das Wenige, was ich etwa weiß, die ganze Bildung meines Herzens und Geistes schuldig bin. Er hieß Schneider<sup>6</sup>, war damals

---

<sup>5</sup> „Ich habe durch die unglückliche Einäscherung der armen Stadt Zittau ein Vermögen von mehr als 16,000 Thalern verloren. Dazumal war mein armes Kind ein Knabe von 10 Jahren. Dieses gute Kind konnte Nichts mehr betrüben, als wenn er mich weinen sah. Ach armer Vater, rief er, weine er doch nicht. Wir wollen Gott vertrauen und fleißig beten, Gott wird uns wieder helfen". Brief von Michaelis' Vater an Gleim vom 29. October 1772.

<sup>6</sup> Friedrich Samuel Schneider, geboren zu Dohna in den 20. Jahren, 1660 — 63 collega V am Zittauer Gymnasium, auch Rathsbibliothekar. „Er besaß eine gründliche Gelehrsamkeit, besonders in den orientalischen Sprachen" und verfaßte u. A. 1761 eine Schrift de cultu lucorum et nemorum apud veteres. (Ottos Schriftstellerlex.).  
Du Bos, 1670 — 1742, französischer Staatsmann und Kunstschriftsteller.

noch Candidat, und hierauf Schulcollege an dem dasigen Gymnasium: ein Mann, der, bey dem zärtlichsten Wohlwollen gegen seine Schüler, die ausgebreitetsten Kenntnisse besaß; der sich, von Jugend auf, der Erziehung gewidmet hatte; der in das Geschäft der Erziehung sein einziges Glück setzte; der mich unaussprechlich liebte. Unter ihm lernte ich einen Batteux, einen Dü Bos kennen, unter ihm mich, durch die Werke der Alten, die er so vortrefflich erklärte, in Entzücken dahinreißen lassen. Damals zuerst fühlte ich, daß etwas in mir vorging, welches einem künftigen Dichter ähnlich sah. Ich fing an, die Prosaisten zu vernachlässigen und die Dichter der Griechen und Römer zu meiner Hauptlectüre zu machen. Endlich nahm ich selbst die Leyer in die Hand. Es war natürlich, daß meine ersten Gedichte lateinisch waren: meistens bestanden sie in Parodien nach dem Horaz. Doch bearbeitete ich nach der Zeit auch eigene Sujets: und ich verbrannte bei meiner Abreise von Leipzig nach Hamburg ein kleines komisches Gedicht über einen lächerlichen Vorfall, das, trotz aller Centonen aus dem Virgil, woraus es bestand, hie und da wirklich einiges Genie verricht. Was mich, außer andern Nebenumständen, am meisten an die lateinische Poesie fesselte, war das Aufsehen, welches Klotz damals mit seinen lateinischen Gedichten machte. In der [295] That würd' ich, ohne einen gewissen Vorfall, die Sache weiter getrieben, und mich schwerlich oder nie mit der deutschen Poesie abgegeben haben.

Dieser Vorfall war folgender. Nach der landüblichen Gewohnheit, eine öffentliche Schule zu besuchen, sah ich mich 1761, in meinem vierzehnten Jahre in die erste Classe des Gymnasiums meiner Vaterstadt verbannt: doch so, daß ich den Privat-Unterricht meines vortrefflichen Lehrers beybehielt<sup>7</sup>. Als 1763 der Friede erfolgte, wurden auf dem Gymnasium von einer gewissen Anzahl Schüler öffentliche Reden gehalten. Mich traf das Loos zu deutschen Versen, weil die lateinischen schon besetzt waren. Seit meiner ersten Autorschaft d. h. seitdem ich unsern Nachbar Buchbinder — der mich gebeten, alle die kleinen Verschen, die damals über den Vorfall mit dem General Fink bey Maxen herumstreiften, zu sammeln, — von meiner eignen Fabrick ein Paar deutsche Reime unterschob, um mich auch gedruckt zu sehen; seit dieser glücklichsten Periode meines Lebens hatte ich, außer dem kleinen Epigramm: Frage und Antwort, das von meinem 15. Jahre herrührt, und ich zum Andenken in die Einzelnen Gedichte, Seite 383 aufgenommen habe, nicht Eine Zeile, die einem deutschen Verse ähnlich sähe, gemacht. Wie sollte das werden? Ich sah mich in einem mir ganz unbekannt gewordenen Fache: indeß ich wagt' es. Und siehe da, am Ende wollte mir ganz Zittau meine eigne Arbeit abstreiten, so ganz abscheulich vortrefflich war sie gerathen. Dieser Vorfall hätte mich der deutschen Poesie beynahe wieder zum Renegaten gemacht; ich schäumte vor Wuth; beschloß in der einen Stunde, meine undankbaren Landsleute auf ewig ohne deutsche Verse zu lassen: und in der andern, sie durch ein Gedicht zu beschämen, das sich gewaschen hätte. Eben fiel der Pieles<sup>8</sup> mir in die Hand, und in demselben die Beschreibung von Raphaels atheniensischer Schule. Sogleich war der Einfall da, zur Rache wieder meine ungläubige Vaterstadt, nach Anleitung dieser Beschreibung ein Gedicht zu machen, Quod non imber edax, non Aquilo impotens Possit dinere.

Doch ist dieses Gedicht niemals völlig zu Stande gekommen. Indeß fing ich seitdem an, mich ernstlicher mit der deutschen Muse zu beschäftigen. Der Trinker, in meinen einzelnen Gedichten, S. 291, ist noch aus dieser Zeit; den ersten Theil macht' ich in meinem sechszehnten und die beiden andern im Anfange meines siebzehnten Jahres: alle drey aber sahen sich in ihrer jetzigen Gestalt nicht mehr ähnlich<sup>9</sup>.

---

<sup>7</sup> Michaelis wurde am 2. April 1761 als der 13. in diesem Jahre in die Prima inscribiert. Noch in demselben Jahre verfaßte er bei dem Tode eines Mitschülers Lindner als Vertreter des Cötus einen lateinischen Nachruf, während der Rector Adam Daniel Richter in einer deutschen Todtenbetrachtung den Verstorbenen behandelte. Michaelis war bestrebt oder angewiesen, möglichst viele Reminiscenzen aus seiner Classikerlectüre auf den drei Seiten

Des Zittauer Dichters Johann Benjamin Michaelis Autobiographie. 317

Text anzubringen, und so finden wir, daß er neben Ausnützung der, wie es scheint, kürzlich gelesenen Schrift Ciceros über das Greisenalter auch Vergil, Horaz und sogar Ennius citiert. Das Blatt befindet sich auf der Zittauer Stadtbibliothek.

<sup>8</sup> Roger de Piles, 1635—1709, französischer Maler und Kunstschriftsteller.

<sup>9</sup> Der Actus zur Feier des Hubertusburger Friedens fand am 22. März 1763 statt und stellte an die Geduld des zuhörenden Publikums starke Anforderungen; es gab drei lateinische, zwei griechische, je eine deutsche und eine französische Rede und zwei deutsche Gedichte, von denen das eine (I. G. Pfitzmann) den Brand Zittaus besang, das ankere von Michaelis auf dem Programm folgendermaßen angekündigt ist:

I. B. Michaelis brevi felicem adventum regis potentissimi Poloniarum et Electoris nostri Saxoniae Serenissimi, Augusti optimi, futurum carmine vernaculo precabitur. Die deutsche Rede über die Beliebtheit eines friedfertigen Fürsten hielt Johann Ernst Grunwald (Sohn des Cantors und Schulcollegen

Ohne Zweifel glauben Sie, nach allem, was ich Ihnen erzählt habe, daß dieser Zeitpunkt der glücklichste meines Lebens gewesen. Ach, mein Freund, er hätte es seyn können: aber ein grausamer Mann, der, ohne den geringsten Nutzen von seiner Seite, auf einmal alle Gläubiger, auf deren Hülfe allein mein unglücklicher Vater alle seine Hoffnungen gebaut hatte, wider ihn aufbrachte; dieser grausame Mann, der jetzt (1772) noch lebt, und zwischen dem und uns Unglücklichen Gott richten wird, legte gar bald nach unsrer Einäscherung den Grund, mir wenig genug Freuden des Lebens übrig zu lassen. Mein armer Vater, abgebrannt, ohne Credit, in Prozesse verwickelt, von allen Gläubigern angefallen und von seinen Schuldnern unbezahlt, sahe stündlich seinem Untergang entgegen. So flossen die 4 Jahre dahin, die ich meinen Lehrer hatte und die, unter andern Umständen, ein Himmel auf Erden [296] für mich seyn konnten. Jetzt aber, aus der Schule der Angst in die Schule der Grazien, und wieder umgekehrt jeden Tag einige Male geschleudert; o wahrlich, mein Freund, die Section der erstem begleitete mich immer in die Stunden der letztem.

Ich näherte mich nun meinem 17ten Jahre. Die Krankheit meines Lehrers, der schon seit 10 und mehr Jahren mit dem Blutspeyen geplagt war, und nun an einer völligen Auszehrung darnieder lag, nöthigte meine Eltern zu dem Entschluß, mich mit dem nächsten Jahre auf Universitäten zu schicken. Noch im December 1763 reist' ich mit meinem Vater nach Dresden, um, durch die damals regierende Churfürstinn, Maria Antonia, Hoffnung zu einem Stipendium zu erhalten. Der damalige Leibmedicus Bianconi, jetzt sächsischer Resident in Rom, dem ich empfohlen war, übergab ihr selbst meine Bittschrift, die in einem Gedicht bestand; und ich erhielt des andern Tages von ihr die mündliche Versicherung, daß sie für mich sorgen wolle. — In Dresden lernt' ich zugleich den großen Ernesti kennen, der sich eben, als Sandstand im Normen der Universität, dort aufhielt. Die wichtigste Bekanntschaft aber, für meine nachherigen ökonomischen Umstände, war die Bekanntschaft mit der Frau von Runkel, der Uebersetzerin von Bianconi's

---

J. Chr. Gr.), der, obwohl über vier Jahr älter, doch unseres Michaelis innigster Schulfreund war und von ihm in dem Gedicht „auf eine Gegend meines Vaterlandes“ (I, 27) gefeiert worden ist:

Und schnell ergriff mein Freund, mein G.\*\*, seine Leyer.

Noch hör' ich, wie die Harmonie

Den Wald durchzog; entbrannt von dichterischem Feuer

Sang ich in seine Harmonie.

Er starb bald darauf. Vergl. das „Abschiedsgedicht an A.\*\*\*“ (II, 269):

Ach hätte G.\*\* wohl gemeint|

Den besten Freund aus ewig zu verlassen?

Wie er, so kann auch ich erblassen.

Etwa ein Jahr später (14. Februar 1764) fand im Zittauer Gymnasium eine Todtenfeier statt anläßlich des Ablebens der beiden Churfürsten Friedrich August III. und Friedrich Christians, bei welcher an sechster Stelle „Johann Benjamin Michaelis, Zittaviensis, der dreizehnte in der ersten Ordnung bei unserem Gymnasio in einer gebundenen deutschen Rede die getreuesten Wünsche vor das hohe Wohl unsers neuen Churfürsten, des liebenswürdigsten Friedrich Augusti“ zum Ausdruck brachte. — Die Wiedereröffnung der zittauer Schulbühne mit Voltaires Tankred am 20. November 1764 erlebte unser Michaelis nicht mehr in seiner Vaterstadt und hatte demnach, da seit 1752 keine Aufführungen stattgefunden hatten, während seiner Schülerzeit keine Gelegenheit gehabt, als Zuschauer oder Mitspieler für die Bühne Interesse zu gewinnen. — Die Jugendgedichte von Michaelis sind bis auf die im Texte genannten (I, 181 und 47) verloren, wenn nicht etwa die unter dem 10. August 1774 von M.'s Vater an Gleim gesendeten („da ich im Nachsuchen gegenwärtige Gedichte gefunden, so mein seliger Sohn noch auf der zittauschen Schule verfertigt, habe solches denenselben in Original übersenden wollen“) sich in Halberstadt erhalten haben. — Ueber das zittauer Gymnasium muß Michaelis nach dem zu urtheilen, was bei Schmid steht, auch sonst sich wenig günstig ausgesprochen haben. Kriegsnöthe, lange Vacanzen, Mangel an Mitteln zur Besoldung der Lehrer hatten den Zustand verschlechtert.

Da M. die Jahre 1764 — 66 in vollständiger Zurückgezogenheit verlebte, so muß er die praktischen Vorstudien zu seiner bereits 1766 erschienenen Satire „die Pedanten“ schon auf dem Gymnasium gemacht haben. Man vergl. Anm. 6 oben und I, 107:

„Das also war der Mann, der sich zu sammeln plagte,

Wie vielmal Ennius für illi olli sagte!

Und ich, ich zählte nicht noch heut' im Opitz nach,

Wie oft er kimmt für kömmt, für darum darumb sprach“.

War dieser Mann vielleicht der Rector Richter? Nach einer anonym von ihm Herausgegebenen Pädagogik („allerlei Gedanken vor alle, nicht alle vor jeden“ 1763) sollte man es [318] nicht glauben. Uebrigens heißt es schon im „Trinker“ den M. seiner Gymnasialzeit zuweist:

„Dem grübelnden Pedanten schenkt nicht mehr ein;

Nicht für die Disputanten, für uns wächst Wein“

Briefen, und nachherigen Herausgeberin von den Briefen der seligen Frau Gottsched. Kaum entdeckte diese würdige Dame meinen Hang zur Dichtkunst, als sie mir vorschlug, mich dem Professor Gottsched zu empfehlen. Auf ihren Rath überschickt ich ihm ein Gedicht auf seinen Geburtstag (2. Februar). Ich hatte meine Laute so niedrig gestimmt, wie möglich: und es that die erwünschte Wirkung. Ich erhielt von ihm einen ungemein höflichen Brief, nebst der Versicherung, mir, wenn ich auf Ostern, wenigstens vor Michael, nach Leipzig käme, eine Stube auf dem Pauliner-Collegio, und einen Tisch im churfürstlichen Convictorio zu verschaffen. Dieses beschleunigte meine Abreise von Zittau. Meinen vortrefflichen Lehrer fand ich bey meiner Zurückkunft von Dresden todt, die Lage der Umstände meiner Eltern war immer bedenklicher; folglich reiste ich denn in meinem siebzehnten Jahre, 1764, ohne Geld, ohne Aussichten, mir selbst überlassen, fast in Verzweiflung über das Elend meiner armen Aeltern auf gut Glück nach Leipzig. Man hatte mir in Zittau, die Arzneykunst zu studiren gerathen; und so lange gerathen, bis ich mich selbst überredete, daß es mein Beruf sey; ungeachtet der Ausgang das Gegentheil gewiesen hat. — Mein Vater begleitete mich dahin. Die Art unserer Reise war unsrer Börse angenehm: itzt zu Fuß, itzt auf einem Wagen, itzt wohl gar einmal auf einem Pferde, dann wieder zu Fuß u. s. w. Von Dresden aus gingen wir zu Schiffe bis Torgau. Hier allein vergaß ich unser Elend. Auf der Elbe, zwischen den göttlichsten Gegenden von Weinbergen, Gärten, Lusthäusern, Waldungen, kurz allem, was die Natur reizendes hervorzubringen wußte — außer einem alten Pietistischen Fräulein, in der angenehmsten Gesellschaft — wer hätte auch nicht seinen Kummer vergessen müssen? Desto mehr hatten wir Gelegenheit ihm nachzuhängen, als wir des andern Tages über das traurige Schlachtfeld, von Torgau aus, bei der unerträglichsten Hitze, halb verschmachtet, unsern Weg nach Leipzig fortsetzten. Nicht leicht kann ein ehrlicher Schiffer mehr erschrecken, der auf einmahl einen Kaper entdeckt, als ich, da ich zum erstenmale die Thürme von Leipzig sehe. Indeß wieder umzukehren war nicht möglich; ich mußte also schon den großen Schritt wagen und vollends einwandern<sup>10</sup>. [297] Gleich den andern Tag stattete ich bey unserm seeligen Gottsched meinen Morgenbesuch ab. Er hatte sein Wort redlich gehalten: und noch selbigen Abend bezog ich mit meinem Vater das auf dem Pauliner-Collegio mir angewiesene Zimmer. Hier war ich denn zwar mit Stube und Tisch erleichtert. Woher aber das Andere nehmen? — Noch mehr! jeder Posttag brachte mir die jammervollsten Briefe von meinen Aeltern — bis endlich die Nachricht kam, daß ihr Verfolger völlig gesiegt hätte, und bereits alles in ihrem Hause versiegelt sey. Sie selbst hätten sich auf das Land geflüchtet. Gott! welche Lage für ein Kind! — Nach dem ersten Schrecken schrieb ich unverzüglich an den wichtigsten Gläubiger meiner Aeltern. Sie können sich den Brief aus dem Erfolg vorstellen. Ich erhielt mit der nächsten Post ein Schreiben von ihm, nebst einem eingeschlossenen an meinen Vater — o mein Freund! stellen Sie sich meine Freude vor! — dieser großmüthige Mann, erweicht durch das Flehen eines Sohnes, überließ es lediglich den Umständen meines Vaters, ob und wenn er ihn befriedigen könnte. Er bekannte zugleich, daß er, ohne die Verhetzung des obgedachten grausamen Mannes, nie den geringsten Schritt wider meinen Vater gethan haben würde. Die Sache zu beschleunigen hatt' er eine Schrift des nehmlichen Inhalts beygelegt, welche mein Vater den Gerichten übergeben sollte. — Sie verlangen den Namen dieses edelmüthigen Mannes zu wissen? — Er heißt Fickert und ist Kaufmann in Berlin.

Glauben Sie indeß, daß es der obgedachte Unbarmherzige, welcher den Auftrag desselben wider meinen Vater erhalten hatte, nun hiebey bewenden ließ? Noch gegen Jahr und Tag wußt' er die Sache aufzuhalten, bis er die Hand des rechtschaffenen Fickert gerichtlich recognoscirte. Mein Vater war also um wenig oder nichts gebessert, und ich lebte noch immer in dem äußersten Elende, das jeden Posttag mit neuem Kummer vermehrt wurde.

Ein so anhaltendes Leiden wirkte zuletzt in mir eine völlige Unempfindlichkeit. Hierzu kam noch, daß ich gegen die Arzneykunst, die ich mir zum Studio gewählt hatte, immer mehr Ekel faßte. Mehr aus Verzweiflung, als aus Lust, warf ich mich also wieder in die Arme der Musen und schrieb, während diesen traurigen zwey Jahren, eine große Menge von Gedichten zusammen. Niemals war ich willens gewesen, das geringste davon drucken zu lassen; und nicht mehr als zwey Freunde, ein Paar Brüder<sup>11</sup>, wußten, daß ich jemals eine Sylbe, die einem Reime ähnlich sähe, an die andre gehängt hätte. Aber zu was kann Elend und Noth nicht bringen, wenn man einmal ein Autor werden soll! Ungeachtet der äußersten Sparsamkeit, mit der ich meinem unseligen Leben durchhalf, hatte sich endlich eine Schuld von 30 Thalern zusammengehäuft.

---

<sup>10</sup> Michaelis wurde am 6. Juli 1764 immatrikuliert (natio Polonus). Darnach sind Schmid in M.'s Biographie, Jördens u. s. w. zu berichtigen, die ihn erst 1765 die Universität beziehen lassen.

<sup>11</sup> Diese Brüder, die selbst auch schriftstellerten, hießen Walz. An den einen ist die Satire „die Schriftsteller nach der Mode“ gerichtet. Später überwarf sich Michaelis mit ihnen ohne jedoch die Widmung zu tilgen.

Meine Gläubiger wollten bezahlt seyn: und ich war in Verzweiflung. Meine beiden Freunde riethen mir, das Beste von meinen Gedichten auszusuchen, und die Barmherzigkeit eines Verlegers anzuflehen. Ich weiß nicht warum: aber kurz, kein Zureden war vermögend, mich zu diesem Schritte zu bringen. Der wahrscheinlichste Grund war wohl eine gewisse väterliche Liebe. Ich fühlte, daß einige von diesen meinen Geburten noch so ganz erträgliche Geschöpfe wären; und ich würde mir, im ersten Enthusiasmus, lieber die Hand vom Leibe haben nehmen lassen, als diese armen Creaturen ohne die ihnen so sehr nöthige letzte Ausbildung, der Welt zum Schandfleck hinzuwerfen. In der Angst fing ich [298] einen Roman an: aber was halfs? — Mein Gläubiger ward immer ungestümer, und mein Roman von Seite zu Seite schlechter. Nun stand das Messer an der Kehle. Nicht die geringste Wahl blieb mehr übrig. Meine schönen Gedichte mußten dran. Aus einem ungeheuren Stoße schrieb ich die besten — damals wenigstens dünkten sie mir die besten — so flüchtig als möglich zusammen, setzte auf den Titel: Fabeln, Lieder und Satyren<sup>12</sup>, und wanderte, unter brünstigem Gebet, die Treppe herunter, und nach des Buchhändlers Crusius Laden. Hier stand ich. Als wenn unsichtbar mich zwey Geister, der eine vorwärts, der andere wieder zurückschöbe, trippelt' ich mit der Todesangst eines armen Sünders vor der Ladenthür herum, ohne mich hinein zu wagen. Endlich begann ich auf einmal das herkulische Werk, überreichte meinem künftigen Tryphon, so demüthig und stammelnd als möglich, meine Handschrift, bat mir in einigen Tagen seine Gedanken darüber aus, und eilte mit größter Freude, als wenn ich Sultan den großen Mogul geschlagen hätte, ohne mich umzusehen, nach meiner Behausung. Diese Paar Tage verstrichen unter lauter Lust und Herrlichkeit. Endlich kam die Zeit, meine Luftschlösser in wirkliche zu verwandeln. Ich eilte zu meinem Verleger. Himmel! das Blut in den Adern erstarrte mir, als er für meine ganze Mühe und Arbeit mir — neun Thaler anbot. Mit einem Stolze, der mir noch diese Stunde an mir gefällt, nahm ich die Handschrift und eilte nach dem nächsten Buchladen, welches der Heinsiussche war. Mit dem glühenden Gesichte, der vor Wuth stammelnden Zunge, mit der ich die Handschrift dem ehrlichen Manne überreichte — wahrhaftig, ich glaube, er wäre jeden Contract von der Welt mit mir eingegangen, um mich nur in Frieden wieder aus seinem Laden gekauft zu haben. Nach einigen Tagen holt' ich mir, sowie das vorige Mal, Antwort. Aber auch er bot mir, als einem Anfänger, ungeachtet ich meine beste Staatsweste angezogen hatte, nicht mehr, als — zwey Louisd'or — doch, merken Sie wohl, nicht als Bezahlung, sondern bloß als eine kleine Erkenntlichkeit. Er wußte, wie Sie sehen, der Sache ein Mäntelchen umzuhängen: und ich — theils des Mäntelchens wegen, theils weil ich nun allgemach einsahe, daß die Buchhändler eben nicht gewohnt sind, einen Anfänger mit Reichthümern zu überschütten, — überließ ihm die Handschrift. So kamen denn, unter der Aufschrift: Leipzig und Aurich, auf ziemlich schlechtes Papier und mit noch erbärmlicheren Lettern gedruckt, „Fabeln, Lieder und Satyren“ heraus, zur Ostermesse 1766, meines Alters im neunzehnten Jahre.

Ich hatte meinen beiden obgedachten Freunden, den einzigen, die um die Sache wußten, aufs Leben eingebunden, nicht zu verrathen, daß ich der Verfasser sey: allein sie hielten nicht reinen Mund; und in der Folge war mir's lieb, daß sie nicht reinen Mund gehalten hatten. Indem ich auf meiner Stube, in Todesangst, das Urtheil der ersten Recensenten über mein Buch erwartete, hatte es, mir unbewußt, das Glück, einigen Kennern zu gefallen; und in kurzem sah ich mich im Zirkel der geschmackvollsten Männer von Leipzig. Der Bekanntschaft mit dem Oeser'schen Hause<sup>13</sup>, wo jeder gute Geschmack und jede Kunst ihr Heiligthum

---

<sup>12</sup> So schreibt M. immer, spricht auch von seinem „Satyr“, obwohl bekanntlich satura mit Σάτυρος nichts zu thun hat.

<sup>13</sup> Oesers Töchter, sagt Schmid, waren die ersten gebildeten Mädchen, deren Umgang Michaelis genoß. Daß er dort auch Göthe'n, der seit 1765 in Leipzig studirte, seit 1766 in Oesers Haus verkehrte, und besonders zu dessen Tochter Friederike in ein freundschaftliches Verhältniß trat, persönlich kennen gelernt hat, ist anzunehmen. Michaelis erwähnt ihn allerdings nirgends in seinen Gedichten, während er sonst oft der gleichzeitigen Dichter gedenkt; aber schwerlich konnten die beiden jungen Männer zwei Jahre lang neben einander in demselben Hause aus- und eingehen, ohne mit einander bekannt zu werden. Ehrevoll gedenkt des todten Michaelis Göthe in einer Recension des göttinger Musenalmanachs von 1773 mit den Worten: „Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freiherr v. N. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren sammt und sonders figurieren als Figuranten, wie sichs gebührt“. Dieses Urtheil bezieht sich auf folgende Gedichte von Michaelis: „An einige Hamburgische Schönen“, „ein russisches Kriegslied zur See“, „Wiegenlied für unsere Schönen“, „die Küsse“, „das Opfer“, „auf Gleims Garten“, „an Hymen“ (I, 50. 53. 54. 55. 64. 66. 98). Das Verhältniß von M. zum öeserschen Hause löste sich im Anfang des Jahres 1769. Er schreibt darüber unter dem 22. März d. J. an Gleim: „entweder meine lange Entfernung oder wer weiß was hat meinen Oeser mit einer Laulichkeit gegen mich erfüllt; man hat mich in der Familie merken lassen, daß man meiner überdrüssig sei, und ich habe mich endlich genöthigt gesehen Platz zu machen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich indessen meinen Wohlthäter noch ebenso kindlich verehere, als in den ersten Augenblicken, da er mich seiner Liebe würdigte.“ Diesen Gefühlen

haben, folgte die Bekanntschaft mit unserm vortrefflichen Weiße. Einige begüterte Freunde der Wissenschaften suchten von Zeit zu Zeit meinen äußerlichen Wohlstand zu verbessern; und selbst von meinen armen Aeltern erhielt ich seit einiger Zeit erträglichere Nachrichten. Welch ein Taumel für einen Menschen, der [299] zwey Jahre unter den elendesten Umständen, von Niemand gekannt und von sich selbst verabscheut, gelebt hatte.

Eben um diese Zeit ward das Leipziger Schauspielhaus gebaut. Es ist nun einmal das Herkommen der Bauleute, wenn sie das Dach eines Gebäudes aufgerichtet haben, auf die Spitze desselben einen bebänderten Strauß zu stecken, und dabei von einem ihrer Leute eine Rede halten zu lassen, die sich, nach löblicher altdeutscher Art und Kunst, mit einer Menge Gesundheit, bey deren jeder das Weinglas in die Luft geworfen wird, endigt. Die Erbauer wünschten, daß diese Gewohnheit diesmal wenigstens auf eine unterscheidende Art beobachtet würde. Oeser hatte, wie Sie wissen, die Verzierungen des Straußes anzugeben: und ich bekam den Auftrag, die Rede zu machen. Sie steht S. 241 meiner Einzelnen Gedichte. Wenige solcher flüchtigen Aufsätze haben wohl leicht soviel Beyfall erhalten, als diese Kleinigkeit: und eine Menge Gelegenheitsgedichte, die mir nun von Zeit zu Zeit aufgetragen wurden, waren ein ziemlich einträglicher Beweis davon.

Gegen den Herbst kam Gleim nach Leipzig. Er hatte das Lauchstädter Bad brauchen wollen, muß' es aber, der schlechten Witterung wegen, noch etwas verschieben. Ich ward ihm von Oeser vorgestellt. Der treffliche Mann hatte bereits meine Fabeln gelesen und war von Oesern von allen meinen Umständen unterrichtet. Kurz vorher, ohne daran zu denken, daß Gleim es je sehen würde, hatte ich ein kleines Lied über die Lieder nach dem Anakreon gemacht (s. Einz. Gedichte S. 283). Oeser, welcher eine Abschrift davon hatte, zeigte es ihm. Es schien, daß es ihm nicht mißfallen hatte. Zweymal hatt' ich das Glück, ihn zu sprechen, und jeder Augenblick vermehrte meine Ehrfurcht gegen ihn. Er gab mir die Erlaubniß, an ihn zu schreiben, und seitdem verehr' ich noch immer in ihm meinen Freund und Vater<sup>14</sup>.

Gleich als hätte alles Glück auf einmal sich für mich verschworen, erhielt ich noch im nehmlichen Jahre das große Silversteinsche Stipendium von 150 Thalern. Ich hatte bereits einige Zeit vorher aus meiner Vaterstadt ein kleines von 20 Thalern empfangen: und ein churfürstliches vermehrte diese meine Einnahme noch mit 30 Thalern aufs nächste Jahr. Folglich besaß ich alsdann, auf drey Jahre, jährlich reine 200 Thaler. Wer war reicher als ich? So viel Geld hatte ich, seit meinem Einzuge in Leipzig, kaum über die Lippen zu bringen gewagt. — Aber meine Freude war von kurzer Dauer! Das Silversteinsche Stipendium verband mich nunmehr ernstlicher, die Medicin zu studiren: und meine Neigung? — Stündlich hatt' ich sie mit meiner Pflicht auseinander zu setzen. In der That schränk' ich meine Liebe zu den schönen Wissenschaften ein: aber dies hinderte nicht, daß ich nicht noch das nehmliche Jahr (1766) im September und Oktober meine Operette: Walmir und Gertraud schrieb (s. Einz. Ged. S. 1.) Die Gelegenheit dazu gab ein gewisser Klemm, der damals herumreiste, um junge Schriftsteller für das Wiener Theater anzuwerben, und auch nach Leipzig kam. Als ich mich aber näher nach der Sache erkundigte, fand ich es für rathsam, meine Operette nicht nach Wien zu schicken, sondern sie ganz oculo irretorto in Leipzig zu behalten. Die erste Idee indeß zu derselben bin ich der Matrone von Ephesus schuldig: es sollte von jener gerade das Gegentheil seyn: darüber fiel ich ins Romanhafte. Die Maschinen sind aus dem St. Johannisnachts-Traum von Shakespear: aber mehr ihrem [300] Namen, als ihrem Charakter nach. Noch ist von diesem Jahre: das kleine Lied,

---

gab er Ausdruck, indem er den letzten seiner poetischen Briefe „die Erziehung des Dichters“ Oesern widmete. — Christian Felix Weiße, 1726 — 1804, seit 1761 Kreissteuereinnehmer in Leipzig.

<sup>14</sup> In Halberstadt existieren noch 13 Briefe von Michaelis an Gleim vom 8. August 1767, 21. Januar, 22. März, 15. April, 4. Mai, 14. October 1769, sämmtlich aus Leipzig; vom 19. Mai, 19. Juni, 5. Juli, cc. 25. September 1770 von Hamburg, resp. ohne Ortsbezeichnung; vom 7. Februar, 15. Februar und 21. Februar 1772 von Halberstadt, wo Mich. damals während einer Reise Gleims nach Berlin sich aufhielt. Diese Briefe sind zu diesen Anmerkungen benutzt und zum Theil unten vollständig abgedruckt. In derselben Sammlung befindet sich auch noch ein Brief Gleims an Michaelis nach Hamburg vom 15. Juli 1770 und ein Brief von Michaelis Vater an seinen Sohn vom 25. December 1771.

2017: Links auf Briefe, die nicht im folgenden Text aufgeführt sind:

8.8.1767 - <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567495>

15.4.1769 - <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567525>

4.5.1769 - <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567533>

14.10.1769 - <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567541> 5.7.1770 - ?

Ab 1771 weist das Gleimhaus deutlich mehr Briefe von Michaelis und Gleim aus als oben genannt, von Michaelis 16, von Gleim 9. Es sind auch Briefe von Dritten an Michaelis vorhanden.

<https://gso.gbv.de/> Suche nach „Gleim Michaelis“ und 1771 bzw. 1772.



Erinnerung der Kinderjahre (Einz. Ged. S. 276), welches ich, nach einer gegebenen Melodie, für die Schwester eines Freundes machte, die Cantate, Das gerächte Israel (Einz. Ged. S. 263) die ich aber bereits im August, kurz nach dem Liede auf Gleim über seine Lieder nach dem Anakreon, verfertigte, und das Phänomen Das Nordlicht (Einz. Ged. S. 291), welches ich schon im Februar auf eine gewisse Gelegenheit machte, die man ihm aber wohl nicht mehr ansieht.

Auch das folgende Jahr fuhr so ziemlich fort, mir günstig zu sein: doch mit einer gemäßigtern Liebe. Und in der That war ich froh darüber. Die allzu schnellen Abwechslungen des Glückes im vorigen hatten mich in einem steten Taumel herumgeworfen: und mit Mühe fing ich an, wieder zu mir selber zu kommen. Ich hatte bereits im vorigen Jahre Herrn Eschenburg, jetzigen Hofmeister auf dem Carolino zu Braunschweig, kennen gelernt; dieser vortreffliche Mann machte mich mit Herrn Ebeling, einem seiner alten Freunde, der als Hofmeister eines jungen Herrn in Göttingen mit demselben nach Leipzig kommen wollte, bekannt und hinterließ mir, als er zu Ostern nach Braunschweig abging, in ihm einen Freund, dessen Freundschaft mir damals theuer und Verehrungswerth, aber bey meinem nachherigen Aufenthalt in Hamburg das unentbehrlichste Glück meines Lebens war.

Fast zu gleicher Zeit ward ich mit unserm Schmid, jetzigem Professor in Gießen, bekannt. Was auch das Publikum für oder wider seine Schriften gesagt hat, immer hab' ich in ihm den rechtschaffenen Freund gefunden: und weder der genaueste Umgang, noch unsre jetzige Trennung hat bisher das geringste in dieser Freundschaft geändert<sup>15</sup>.

Bey allem diesen anscheinenden Glück indeß war die Medicin immer der Anstoß, der mich zu wenigen vergnügten Stunden kommen ließ. Je mehr ich mich zwang, meiner Pflicht Genüge zu thun, desto verhaßter ward sie mir, und desto mehr kam ich in ihr zurück. Immer war mein Herz wie gepreßt; und je mehr ich mich zu erheitern suchte, je mehr Freude mir meine Freunde machten, um desto heftiger war meine Angst.

Dann und wann nahm ich zu meiner Muse Zuflucht: aber auch sie war mehrentheils gegen meine Bitten taub. Gleichwohl macht' ich das Lied an Hymen (Einz. Ged. S. 287.), die Irrlichter (Einz. Ged. S. 301.), den Brief an Herrn\*\* (Einz. Ged. S. 364.) nebst verschiedenen Epigrammen: und — was vielleicht das Wichtigste unter allem diesen war — im December meine Lieblings-Satyre: die Kinderzucht. (Einz. Ged. S. 348.)

Das Lied an Hymen ward eigentlich auf eine gewisse Gelegenheit verfertigt. Es steht darunter: nach dem Catull; indeß gehört, außer vier Strophen, wenig, und auch diese kaum, dem Römer. Bloß um nicht den Schein zu haben, als ob ich Ramlers Ode an Hymen bestohlen, nannt' ich unsre gemeinschaftliche Quelle.

Das Gedicht: Die Irrlichter, war, seiner ersten Bestimmung nach, eben sowohl als das Nordlicht, ein bloßes Gelegenheitsgedicht: allein ich hatte schon den Gedanken einer Phänomenogonie im Kopfe. Die Veranlassung, daß ich Irrlichter wählte, war der wirkliche Anblick einiger solcher leuchtenden Tänzer, die ich eines Abends im Feld sah. Der Brief an Herrn\*\* ward durch zwey Gelegenheiten erzeugt, die ich in Einen Brief zusammenschmelzte. Eigentlich ist also der Herr\*\* Niemand. Die Satyre endlich, [301] die Kinderzucht, ward durch die traurigen Beyspiele, die ich täglich in Leipzig vor mir hatte, veranlaßt. Was ich darüber sagen kann, hab' ich meistens in dem Vorberichte von meinen Satyren (Einz. Ged. S. 321.) gesagt.

---

<sup>15</sup> Johann Joachim Eschenburg, 1743—1820, seit 1773 Professor am Carolinum in Braunschweig, als dessen Mitdirektor er starb. — Christian Daniel Ebeling, 1741—1817, Professor und Bibliothekar in Hamburg. Der bereits mehrfach früher und im Folgenden wieder erwähnte Schmid war 1746 in Eisleben geboren, ging von Leipzig aus als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Erfurt, 1771 nach Gießen, + 1780. Er hat sich durch Herausgabe und Lebensbeschreibung älterer und gleichzeitiger Dichter verdient gemacht.

Ein Lied an ihn von Michaelis steht II, 280. Nicht zu verwechseln mit diesem Schmid sind [319] zwei Männer gleichen Namens, die ebenfalls zu unserem Dichter in Beziehung getreten sind: Conrad Arnold Schmidt, 1716 in Lüneburg geboren, 1746 Rector daselbst, seit 1760 in Braunschweig, wo er 1789 als Consistorialrath und Professor der Theologie am Carolinum starb. An ihn ist das Jubel-Hochzeitsgedicht I, 64 gerichtet. Der andere ist Klamer Eberhardt Schmidt in Halberstadt geboren und gestorben (1746. 1824). Er gedenkt in einem Gedichte „Klamersruh“ (Erholungen von W. G. Becker 1796, 3. Band) unseres Dichters mit den Worten:

Jähns, der früherloschne Strahl,  
Würde kindlich mir erscheinen,  
Und Michälis! In dem Einen  
Starb Despréau und Juvenal.

Auch hat er ebenda (4. Band 234) aus M.'s Nachlasse die Fortsetzung der Travestie der Aeneis (2. Buch) veröffentlicht sowie ein anderes Gelegenheitsgedicht von ihm.

Dies weiß ich: niemals hab ich etwas mit wärmerem Antheil des Herzens geschrieben, ungeachtet meine Neigung mich sehr wenig zur Satyre treibt. So sehr das Publikum mich aufgemuntert hat, in dieser Dichtungsart mehr zu liefern, so schläfrig bin ich seither in Erfüllung seines Verlangens gewesen. Es gehört schlechterdings ein gewisser Zwang dazu, mich zu einer Arbeit dieser Art zu entschließen. Im Vorbeygeh'n erinner' ich, daß ich schon in diesem Jahre den Entschluß, Kinderfabeln zu schreiben, faßte, und wirklich einige verfertigte<sup>16</sup>.

Der Eintritt des folgenden Jahres, 1768, war, in Ansehung meiner Schicksale, dem vorigen Jahre gleich. Außer einigen Epigrammen, macht ich den Prolog zum Crispus, der in den Einzelnen Gedichten S. 257 steht, für eine Tochter an dem Geburtstage ihres Vaters. Allein das Glück hatte einen neuen Wechsel mit mir beschlossen.

So viel Elend, als ich ausgestanden, ein Zimmer, welches mehr der Höhle eines Baugefangenen, als einer Wohnung ähnlich war, und das ich, aus einer unbegreiflichen Caprice, noch immer bewohnte, der heimliche Gram wegen eines Studiums, das mir mit jedem Tage unerträglicher ward — alles dieß hatte schon seit langer Zeit, aber ganz unmerklich, meinen Körper zu der langwierigsten, traurigsten Krankheit vorbereitet.

Es war acht Tage vor Ostern, die Collegien wurden geschlossen, und ich wandte diese Freyheit an, einige meiner Gedichte in Ordnung zu bringen, um sie in die Unterhaltungen einrücken zu lassen, wohin ich schon von Zeit zu Zeit mehrere derselben gegeben hatte. „Die Irrlichter“ war das letzte. Ich verändert' es durchgängig, und vermehrt' es mit der Episode: Chloris. Nicht leicht hat eine Arbeit mir mehr Anstrengung gekostet. So wie ich damit fertig war, setz' ich auf ein achttägiges Einsiedlerleben eine zu heftige Motion. Schon unterwegs ward mir nicht wohl: indeß ging es diesmal noch vorüber. Des andern Tages aber, es war der dritte Ostertag, überfielen mich auf einmal die heftigsten Krämpfe, so daß ich zuletzt nur mit Mühe noch meiner Sprache mächtig war: kurz das entsetzlichste aller Uebel, die Hypochondrie, war auf einmal da, und mit solcher Wuth, daß Jedermann, selbst der Arzt, an meinem Aufkommen verzweifelte. Ich bat alle meine Landsleute, nichts davon nach Hause zu schreiben, aber nur allzu bald ward es meinen Aeltern bekannt. Mein armer Vater kam, ehe acht Tage verstrichen, in Leipzig an, seinen Sohn noch einmal zu sehen, und, wenn er noch lebte, ihn auf einige Zeit nach Hause zu nehmen, wo er glaubte, daß das Landleben ihm wieder helfen, oder wenigstens seine Umstände erleichtern würde. Ich bat mir Erlaubniß dazu von dem Decanus der medicinischen Facultät aus, der mir aber zu meinem Aufkommen schlechte Hoffnung machte, und reiste wirklich mit meinem Vater nach der Oberlausitz ab.

Die Reise und der Anblick der vaterländischen Gegenden erheiterte mich in der That auf einige Zeit. Meine Aeltern hielten sich in einer ländlichen Wohnung auf, unter welcher ein Schmerlenbach sich durch ein kleines Thal schlängelte. Das Dorf heißt Oberoderwitz und liegt nicht weit von Zittau. Hier hatte mein Vater einen kleinen Handel angelegt, und lebte mit dem nothdürftigen Unterhalt, den er abwarf, mit meiner [302] Mutter und Schwester, aufrieben und ruhig. Nur ich verbitterte ihnen bald diese selige Ruhe. Aller ersinnlichen Bewegung und Mäßigkeit ungeachtet, nahm meine Krankheit von Tage zu Tage zu, und mehr als einmal schien ich dem Tode nahe. Hierzu kam noch der Mangel an aller Gesellschaft. Niemand als der Schulmeister des Dorfs, und ein Candidat, der während des sogenannten Kirchenjahrs der Pfarrwittwe damals den Gottesdienst versah, waren der Art des Umganges, die ich suchte, fähig: aber beide wohnten zum Unglück bei der Kirche, die über eine Viertel-Meile von mir entfernt war<sup>17</sup>. Um also nicht ganz unthätig zu seyn, wandt' ich die wenigen Augenblicke, die meine Hypochondrie mir frey ließ, auf meine Kinderfabeln. Ich verfertigte ihrer verschiedne, und ich finde, daß sie fast alle das Gepräge einer besondern

---

<sup>16</sup> Von den Fabeln, die Michaelis auch stofflich selbst erfand, ist wohl die von der Biene und Taube (II., 124) am populärsten geworden: „ein Bienchen trank und fiel in Bach“ u. s. w. Von einer Abhandlung de abusu linguae vernaculae, die Michaelis nach Otto i. J. 1767 verfaßte, war auch in Leipzig keine Spur aufzufinden. Es war vielleicht eine Schrift, die Michaelis bei irgend einer akademischen Feierlichkeit unter dem Präsidium eines ordentlichen Professors vertheidigte.

<sup>17</sup> Der Schulmeister hieß Gottlob Netsch, der Candidat war nicht zu ermitteln. Michaelis' Arzt war Dr. Heffter, ein Schöngest, der eine societates literarum in Zittau stiftete; er war es auch gewesen, der dem abgehenden Gymnasiasten mit Rücksicht auf Gewinnung der Subsistenzmittel den Rath gegeben hatte, Medicin zu studieren. — Der im Folgenden erwähnte Honoré d' Urfé lebte 1567 — 1625 und schrieb einen Schäferroman L' Astrée. D' Arnaud, 1718 — 1805, Freund Voltaires, von Friedrich d. Gr. nach Berlin berufen, verfaßte Trauerspiele, Gedichte, Romane. Charles Alphons du Fresnoy 1611 — 1665, schrieb ein Gedicht über die Malerei unter dem Titel de arte graphica. Ueber die Zeit der Krankheit und über die Verhältnisse in Leipzig nach Michaelis Rückkehr giebt der zweite der obenerwähnten Briefe an Gleim noch weiteren Aufschluß. Er lautet folgendermaßen: [2017: s. unten Anlage 1 S. 27]

Lustigkeit tragen. Wunderbar ist's, aber alle meine Freunde Wissens, daß ich nie launigere und komischere Verse schreibe, als wenn ich gerade in der unangenehmsten Lage des Körpers oder der Seele bin, so wie meine ernsthaften Gedichte insgemein die Frucht meiner fröhlichsten Stunden sind.

Doch auch bey den Kinderfabeln ließ ich es nicht bewenden, wozu folgender Vorfall Anlaß gab.

Unweit dem Dorfe Oberoderwitz liegt ein Fels, der Spitzberg genannt. Eine meiner dortigen Muhmen erzählte mir ein Märchen davon. „In diesem Fels, sagte sie, wohnten sonst lauter Buschmännchen. Mancher arme Mann ist durch sie reich geworden. Als aber die Oberlausitz von Böhmen an Sachsen kam, zogen sie weg“. Nun hatt' ich aus dem Zimmer, wo ich wohnte, gerade die Aussicht nach diesem Spitzberge. Nach einem dreytägigen Regen fing der Busch, der ihn umschließt, an zu rauchen. Man hält dies auf dem Lande für einen Vorboten von gutem Wetter. Weil nun die Leute in der dasigen Gegend, wenn die Büsche rauchen, sagen: „die Buschmännchen kochen“, so brachte dieser Ausdruck das Märchen niemer Muhme mir wieder in's Gedächtniß, und ich verfertigte das Phänomen unter der Aufschrift: Das Rauchen der Büsche, S. 311 meiner Einzelnen Gedichte.

Kaum hatt' ich jenes geendigt, so macht' ich mich an ein andres: den fliegenden Drachen. Der Mangel der Ausfeilung verhinderte, daß ich ihn nicht in meine Einzelnen Gedichte aufnahm. Er steht aber in dem Leipziger Musenalmanach von 1770. Schwerlich möchte man glauben, daß ein Mensch, der jeden Augenblick mit dem Tode rang, der Verfasser einer solchen Schnurre sein konnte: vielleicht eben so schwer aber, daß ich die beiden ersten Acte meiner Operette: „Je natürlicher, je besser!“ in dem nehmlichen Zustande, gleich nach dem Phänomen, geschrieben habe. Schon in Leipzig, lange vor meiner Krankheit, hatt' ich mich mit der Idee dazu herumgetragen. Der Mangel an Büchern, als ich sie hier auf dem Lande ausarbeitete, hat ihr vielen Schaden gethan. Mein Schäfer würde sonst nicht der Schäfer Theokrit's und seiner Nachfolger, sondern der Schäfer des d'Urfé geworden seyn, und meinen Ritter hätt' ich nicht nach Deutschen, sondern nach Italienischen Mustern gebildet, mehrer Veränderungen zu geschweigen.

Gegen Michael reist' ich wieder nach Leipzig ab, eben so krank, als ich auf das Land gekommen war, und ohne Hoffnung, in Leipzig besser zu werden.

Damals, liebster Freund, glaub' ich, fing sich zuerst unsre Bekanntschaft [303] an. Ich nenn' es Bekanntschaft, was nachher die seligste Freundschaft geworden ist! Unser gemeinschaftlicher Freund Schmid suchte alles hervor, mich zu zerstreuen, und ich brachte die meisten Tage, so gar oft die Nächte bey ihm zu. Indeß wuchs mein Elend täglich. Ich fing wieder an, die medicinischen Collegien zu besuchen: aber anstatt daß ich mich darin unterrichten sollte, wandte meine Einbildungskraft alles auf sich an; ich glaubte zuletzt alle die Krankheiten an mir zu haben, deren Geschichte ich hörte: kurz, jeder Tag ließ mich die traurigsten Folgen befürchten. Ich hatte unsern Schmid schon einigemal zu Rathe gezogen, ob ich mich von der Medicin frei machen und auf mein Stipendium Verzicht thun sollte: allein, die Furcht, mich durch diesen Schritt auf's neue in ein Labyrinth von Elend und Mangel zu stürzen, machte, daß er mirs jedesmal auf das dringendste abrieth. Endlich war es nicht mehr auszuhalten. Ich schrieb an unsern Schmid den Brief, der sich (?) S. 373 befindet: und nun war die Sache beschlossen. Mit größerm Vergnügen, als da ich es das erstemal empfing, resignirte ich glücklich auf mein Stipendium, und verließ mich auf den Himmel und auf meine gute Hoffnung.

In der That hatt' ich guter Hoffnung nöthig. Krankheit und Reise hatten meine Börse ziemlich erschöpft: Gelegenheitsgedichte, auf welche ich große Rechnung gemacht hatte, kamen ziemlich sparsam, entweder weil man mich während meiner langen Abwesenheit vergessen, oder weil man noch nicht wußte, daß ich wieder in Leipzig wäre.

Welche Freude für mich, als der selige Gellert, der meine Veränderung erfahren hatte, wenige Tage nach meiner Resignation mir schon eine Hofmeisterstelle in der Lausitz anbieten ließ! Zu meinem großen Leidwesen aber waren die Bedingungen so, daß ich, nach dem Rath meiner Freunde, sie unmöglich annehmen konnte. Gellert schien meine Gründe zu billigen, er versprach mir die nächste bessere, die ihm vorkommen würde. Ob ihm nun keine vorgekommen, oder ob meine abschlägige Antwort ihn heimlich beleidigt, weiß ich nicht: wenigstens hat er nach der Zeit, bei aller Liebe, die er übrigens gegen mich äußerte, nie wieder einer Hofmeisterstelle gedacht.

Den Winter 1768 bis 1769 wandt' ich auf die Ausbesserung meiner bisher verfertigten Gedichte. Auch schrieb ich außer einigen Epigrammen, auf die nehmliche Gelegenheit, auf die ich den Prolog zum Crispus geschrieben, den Epilog zum Mißtrauischen gegen sich selbst (s. Einz. Ged. S. 258.) gleich zu Anfange des Jahrs.

Meine Freundschaften hatten sich indeß abermals vermehrt. Ich hatte unsern ehrlichen Engel kennen lernen, und kurz darauf war ich so glücklich, mir auch Garve's Freundschaft zu erwerben. Auch die unsrige,

Theuerster, fing allgemach an, festere Wurzeln zu fassen: und als Schmid zu Ostern Leipzig verließ, um nach einer kurzen Reise zu den Seinigen seine Professur in Erfurt anzutreten, legte sie von Tage zu Tage die Bande fester um unsre Seele, die uns ewig verknüpfen sollen<sup>18</sup>.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, zu Ostern meine sämtlichen vorhandenen Kleinigkeiten, für die ich die Nachsicht des Publikums hoffen könnte, herauszugeben. Ich hatte mit Herrn Crusius, mit dem ich mich schon seit länger, als Jahr und Tag wegen des vorgefallenen Mißverständnisses über sein Gebot auf meine erste Autorschaft wieder ausgesöhnt hatte, darüber accordirt, und arbeitete über dem dritten Act meiner Operette Je natürlicher, [304] je besser aus allen Kräften. Indeß verzog sich der Anfang des Druckes von Zeit zu Zeit: und ich hatte die beste Muße von der Welt, meinen dritten Akt so bequem als möglich auszuarbeiten. Endlich im October erschien das Werk unter der Aufschrift<sup>19</sup>: „Einzelne Gedichte, Erste Sammlung, dem Hrn. Canonicus Gleim gewidmet. - - Alternis facilis labor. Leipzig, bey S. L. Crusius, 1769“. Und hiermit war denn also meine zweyte Autorschaft ebenfalls glücklich beschlossen<sup>20</sup>.

Nichts desto weniger war meine Muse von neuem wieder fleißig. Ich hatte theils vor, theils unter dem Drucke der Einzelnen Gedichte schon wieder einen Theil von dem Briefe an Kretschmann<sup>21</sup> geschrieben (s.

---

<sup>18</sup> [321] Johann Jacob Engel, 1741 — 1802, geboren und gestorben in Parchim, lebte vorwiegend in Berlin als Professor am Joachimsthaler Gymnasium, später als Oberdirektor des Nationaltheaters, auch Lehrer des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. Engel, besonders als Prosaiker ausgezeichnet, war Michaelis' „vornehmster kritischer Freund“ (Schmid). Christian Garve, 1742 — 1798, bekleidete nach Gellerts Tode dessen Professur in Leipzig während der Jahre 1769 — 1772.

<sup>19</sup> Brief von Michaelis an Gleim vom 22. März 1769: „Der Titel meiner neuen Werke ist Ihnen mit Recht anstößig und ich habe ihn bloß gewählt, weil alle meine Bekannten keinen besseren wußten. Versuche, Idylliothek, Anthologie, Reverien und unzählige sind die Musterung passiert, aber alle verworfen worden. Da meine kränklichen Umstände mir nicht verstatteten gewisse Gedichte, als Satiren, einen Versuch einer Phänomenogonie, und dergleichen, vor der Hand zu besonderen Sammlungen auszudehnen, so schien dieser Titel der bequemste, nach und nach zu liefern, was mir auf einmal unmöglich war. Die Menge der jährlichen Schriften macht eine Armuth der Titel, daß man nicht weiß, wo man einen hernehmen soll. Sie würden mich auslachen, wenn ich Ihnen sagte, daß mir dieser Titel manchen verdrüßlichen Tag gemacht.“

<http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567517>

Auch in der zweiten Satire beschäftigt er sich bereits mit den Titeln (I, 112): „ein Modetitel noch, so ist das Werk gechehn.

Gedanken, Possen, Trost, Empfindung, Magazine,  
Sammlung, Bibliothek, Einfälle, kom'sche Bühne,  
Scherz, Klagen, Zeitvertreib, Zerstreungen, Versuch,  
Aus diesen nimm ein Wort und setz' es vor Dein Buch;  
Wenn dann vor seiner Stirn ein englisch Motto schmettert,  
So wird dein Werk verlegt, bezahlt, gekauft, vergöttert.“

<sup>20</sup> Eine Recension dieser Gedichte nebst Notizen zu Michaelis Leben findet sich in der „Nachlese oberlausitzischer Nachrichten 1769“ Seite 355 und 370. Wir erfahren dabei zugleich, daß sein früheres Buch in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, der „allgemeinen Bibliothek“, den „Hamburgischen Unterhaltungen“ und „verschiedenen anderen Journalen“ günstig beurtheilt worden war. Vergleiche auch Leipziger Musenalmanach 1770 Seite 59.

<sup>21</sup> Die Beziehungen der beiden Männer waren folgende: Kretschmann schickte an Michaelis seinen Bardengesang; dieser dankte in einem Gedicht (II, 257), das vom 7. März 1769 datirt ist, also noch in die Leipziger Zeit fällt. Nach dem Text der Biographie vorn soll es im Leipziger Musenalmanach von 1770 stehen. In dem von mir benutzten Exemplar findet es sich dort nicht, sondern erst im Jahrgang 1773 Seite 8. Doch scheint es eine doppelte Auslage des Musenalmanachs gegeben zu haben. In der Biographie wird es noch einmal beim Hamburger Aufenthalt erwähnt, und so datiert es auch Knothe in seinem Programm über Kretschmann (Zittau 1858) Seite 14. Den Tod des Jünglings besang dann Kretschmann (sämmliche Werke V, 18 und 27) in zwei Liedern: „Bist auch du verwelkt, du holde Blume u. s. w.“ Im zweiten sendet Michaelis aus Elysium durch Merkur an Gleim einen Neujahrswunsch:

„Und der Jüngling sprach: Merkur,  
Bring ihm hier von meiner Flur  
Diese vollen jungen Knospen.  
Sie enthalten Jahr auf Jahr  
Was von Freudensegenssprossen

Leipz. Musenalmanach von 1770), in einer aufgeräumten Viertelstunde die Taube der Venus und Jupiters Adler aus dem d'Arnaud übersetzt, und den Brief an Herrn L\*\* (s. Leipz. Musenalm. von 1770, zweyte Aufl. S. 277) verfertigt. Noch schrieb ich in diesem Jahre den Brief an Herrn —s (s. Leipz. Alm. 1770, S. 248), den die Trennung des rechtschaffensten und würdigsten Freundes von mir veranlaßte, mit dem ich einen guten Theil meiner Jugend zugebracht, und der nun bereits in einer höhern Welt den Lohn seiner Tugend genießt. Ferner macht' ich den Brief an Sie, der den Leipziger Musenalmanach von 1770 eröffnet, Amor nach Saintfoix, und Amors Guckkasten. Ein Jahr von so vielen Thorheiten, wie das 1769 ste, war, dünkt mich, schon einer kleinen Ahndung würdig. — Die letzten beyden Stücke, die ich in diesem Jahre schrieb, waren der Prolog bey der neuen Eröffnung der Leipziger Schaubühne, und eine Anrede an das Leipziger

---

Unentwickelt, ungenossen  
Droben mir beschieden war.“

Auch bemühte sich Kretschmann um Michaelis' poetischen Nachlaß, stieß aber auf einiges Mißtrauen bei dessen Vater. Noch im Jahre 1793 unterstützte Gleim durch ihn Michaelis' [322] alte Mutter (Neues Laus. Magazin 1833 S. 38). Der Anfang von Michaelis' Gedicht an Kretschmann enthält in scherzhafter Form ein Urtheil über seine Heimath:

„Du, dem sein Stern, wie mir, statt lachenden Gefilden,  
Der Grazien und Musen Grab,  
Ein feist Böotien zum Vaterlande gab,  
Wie lebst du unter unfern Wilden?  
Darf noch die gute Poesie  
Sich dann und wann aus ihrem Kerker wagen,  
Und braucht man sonst zu was Genie  
Als zu Kritiken und zu Klagen?  
Ein Rhingulf selbst verwünscht, so deutsch er schlug und dachte,  
Ein Volk, das Flins im Grimm zu ew'gen Sorben machte.“

Er hatte wohl die bekannte Erfahrung des Propheten in seinem Vaterlande gemacht. Ein Görlitzer Gymnasiallehrer Hortschansky nahm aber die Auslassung ernsthaft übel; er sammelte und edierte „Nachrichten von den Journalen, welche in der Oberlausitz herausgegeben oder doch von Lausitzern verfaßt worden sind“ und schrieb dabei: „ich las in einer gewissen Schrift das vor unser Vaterland anstößige Urtheil J. B. Michaelis', da er unsere Lausitz Böotiae similem nennt. Wahrscheinlich weil sich von der Lausitz wenig der jetzigen Modegelehrsamkeit der schönen Geister ergeben haben.“ Siehe Knothe a. a. O. Eine ähnliche Auslassung gegen Michaelis findet sich Lausitzisches Magazin v. J. 1773 Seite 307. Ein anderer Lausitzer A. G. Meißner (geb. 1753 in Bautzen, gest. 1807 in Fulda) sah eben durch (Lessing, Kretschmann und) Michaelis das ungünstige Vorurtheil gegen seine Heimath widerlegt:

„Noch zwar ist in Lusatiens Grenzen  
Thaliens Glänzen  
Ein seltenes Licht;  
Noch erklang  
Der Klio Gesang  
Selten nur  
Auf der Sorben Flur.  
Und dennoch Triumph!  
Denn auch Lusatiens Namen  
Glänzen im Tempel der Unsterblichkeit.  
Triumph! der große, große Lessing  
Stammt mit uns aus einem Saamen.  
Auch Rhingulfs Name trotz der späten Asterzeit!  
Und jener Jüngling — ach zu bald entschlafner!  
Noch weint  
Um ihren Freund  
Der Pierinnen trauernd Chor;  
Noch schimmern Michaelis Saiten  
Vor tausend Harfen hell hervor.“ —

Bei dieser Gelegenheit seien noch zwei Stellen aus Michaelis Werken erwähnt, an denen er auf seine Heimath Bezug nimmt. I, 119 nennt er den zittauer Rechenmeister Christian Pescheck; II, 233 mit starken Ausdrücken der Mißbilligung Zinzendorf, Herrnhut und den zwölften Liederanhang des dortigen Gesangbuchs.

Parterre, zum neuen Jahre 1770. Sie wissen die Veranlassung. Die Wäser'sche Truppe<sup>22</sup> kam in dem erbärmlichsten Zustande nach Leipzig. Man schickte mir Wäsern zu, um für ihn einen Prolog zu machen. Ich merkte die Falle, die man mir dadurch graben wollte: und meinen Feinden — ich hatte eben damals einige bekommen, die mich aus einem ungegründeten und elenden Argwohn haßten (s. das Epigramm: auf gewisse allzeit fertige Nomenclatoren, in der Schmid'schen Anthologie) — meinen Feinden, sag' ich, zu zeigen, daß ich ihre Falle ganz und gar nicht fürchtete, unterzog ich mich wirklich der Sache. Auch hab' ich davon nicht die geringste Schande gehabt.

Kurz vor dem Ende des Jahres 1769 hatt' ich, durch unsern vortrefflichen Garve, eine Hofmeisterstelle erhalten. Mein Eleve war aus Lyon, und sollte in Leipzig bei seinen Verwandten erzogen werden. Man hatte ihn mir als einen lebendigen Teufel geschildert; und innerhalb zwei Stunden, die ich bey Tische mit ihm umging, war dieser ausgelassene Mensch das gesittetste Kind geworden, das sein Leben für mich gelassen hätte. In der That war seine Aufführung, eh' ich ihn bekam, nicht die beste gewesen, aber bloß wegen des Unverständes seiner Erzieher. Bey einer ungemeinen Lebhaftigkeit und einem durchdringenden Verstande besaß er das beste Herz: und bis diese Stunde erinner' ich mich keines traurigern Zeitpunkts, als da ich dieses liebenswürdige Kind verlassen mußte.

1770. Ganz wider mein Vermuthen erhielt ich kurz vor Ostern einen Antrag von Hamburg, künftig den dasigen Correspondenten zu schreiben. Die Bedingungen waren so, daß alle meine Freunde mir auf's äußerste riethen, diesen Antrag ja nicht auszuschlagen. Ich hatte bisher nicht anders gewußt, als daß Herr Wittenberg<sup>23</sup> bloß den gelehrten Artikel geschrieben:

[305] ich glaubte also, daß ich gleichfalls bloß zu diesem Geschäfte berufen würde, und damit glaubte ich schon fertig zu werden; ja, ich glaubte noch mehr, ich glaubte, bey der ganz verderbten und unsinnigen Kritik unsrer Zeiten, auf diesem Posten viel Gutes stiften zu können. Dazu kam noch, daß ich nunmehr meine armen Aeltern zu unterstützen hoffen konnte. Sie hatten sich in den Bau eines Hauses in dem ebenfalls nicht weit von Zittau gelegenen Dorfe Leitersdorf eingelassen, und waren über dessen Ausführung in der äußersten Verlegenheit. Alle diese Umstände bestimmten mich nur all zu geschwind: ich nahm den Antrag an und dachte nun auf nichts, als so bald wie möglich nochmals meine Aeltern zu sehen.

Ein entsetzlicher Schnee, der seit einigen Tagen gefallen war, und nach dessen Anschein ich mir in den gebirgigen Gegenden meines Vaterlandes Berge davon über zwey Manneshöhen versprechen mußte, war nicht vermögend, mich davon abzuhalten. Ich hatte nicht die geringste Zeit zu verlieren, weil man mich in Hamburg auf das Dringendste trieb, meine Ueberkunft zu beschleunigen. Also reist' ich mit der offenen Post von Leipzig nach Dresden ab. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir gefahren sind: dies aber weiß ich, daß ich jede Minute den gewissen Tod vor Augen hatte. Alle zwölf Schritte ging der Postillon voraus, Weg zu suchen, dem ungeachtet fielen wir aus einer Windwebe in die andre bis wir endlich nach so vielem überstandenen Elend in Dresden ankamen. In Dresden war die Post bereits abgefahren, ich sah mich also genöthigt, mich in einen Wagen zu verdingen, der mich bis nach Budissin brachte. Dies ging zwar noch langsamer als mit der Post; indeß fuhren wir doch bey Nacht nicht, und hatten folglich nicht die entsetzliche Gefahr, der ich mich von Leipzig ausgesetzt hatte und in Budissin wieder aussetzte. Wir kamen daselbst in der Nacht an; ich nahm, ohne den Tag abzuwarten, einen Schlitten und fuhr bey der grimmigsten Kälte meiner Heimath zu. Keine dreihundert Schritte war ich noch von der Wohnung meiner Aeltern, als wir auf einmal mit Schlitten und Pferden stecken blieben. Die Pferde hatten schon keine Kräfte mehr; zu Hülfe konnte Niemand uns kommen, da alle Wege wegen des entsetzlichen Schnees von Menschen leer waren: kurz, ich sahe schon kein ander Mittel, als hier elendiglich umzukommen, als auf einmal die Fürsorge sich

---

<sup>22</sup> Die Wäser'sche Truppe, die in einer Bude vor dem Grimmaischen Thore sich heimisch gemacht hatte, war nicht die beste. „Die Kaiserin Katharina II. hatte von dieser [323] Gesellschaft gesagt, sie habe die vorzügliche Eigenschaft, daß man über sie fortwährend, nicht bloß im Lustspiele, lachen könne. Trotz dieser Beschaffenheit suchte ein Theil des Publicums sie schon aus Animosität gegen Koch zu halten. Es entstanden förmliche Parteien in Leipzig und die Kritiker führten einen heftigen Schriftenkampf.“ E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 139. Daß Michaelis dabei wenigstens Anfangs auf Seite Wäser's stand, geht aus Schmid hervor: „da die wäser'sche Truppe die erste war, welche etwas von Michaelis auf die öffentliche Bühne brachte, da diese Vorstellung die erste war, die er ganz aushielt so gewann er ein gewisses Vorurtheil für Herrn Wäser und seine Leute, das er sich auch da nicht wollte benehmen lassen als es Wäser unternahm sich dem seligen Koch entgegenzustellen, und das nur nach und nach bei ihm verschwand.“

<sup>23</sup> Albrecht Wittenberg geb. 1736 zu Hamburg + 1807. Er verfaßte „Epigramme und andere Gedichte“ und übersetzte zahlreiche Theaterstücke aus dem Französischen.

unsrer erbarmte. Unsre Pferde zogen uns glücklich herauf, und in wenig Augenblicken sah ich mich in den Armen meiner Aeltern. Alles, was ich ausgestanden, erkaufte mir viel zu wohlfeil diese süße Umarmung. Acht Tage war ich bey ihnen, und obgleich so viel ungewohnte Strapazen mir eine kleine Krankheit zugezogen hatten, gab ich doch meine Freude um keine Schätze der Welt. Der Schnee war indeß wieder hinweg, und ich mußte mich von ihnen trennen. Nach einer ziemlich ebenso verwirrten Hin- als Herreise, kam ich in Leipzig an, hielt mich noch einige Tage daselbst auf — verließ meinen vortrefflichen Freund — und, so viel ich weiß, keinen, der mich haßte — und nun ging der Weg auf Hamburg.

1770. Mein Gleim hatte mich auf dieser Reise, in zwey dringenden Briefen, nach Halberstadt eingeladen. Ich ging also, über Halle, Aschersleben und Quedlinburg dahin. In Quedlinburg dacht' ich an Klopstock, dessen Geburtsort es ist. Jeder Stein ward in diesem Augenblicke mir merkwürdig. Ein Historicus würde vielleicht mit eben dem Enthusiasmus an [306] Heinrich den Vogler gedacht haben; aber ich gestehe, daß er mir damals trotz aller seiner kayserlichen Würde nicht einfiel.

Ich traf, als ich in Halberstadt ankam, meinen Gleim nicht zu Hause. Er war eben in einer der liebenswürdigen Gesellschaften, die bei meinem nachmaligen längern Aufenthalte an diesem Orte mir so oft das entzückendste Vergnügen gemacht haben. Endlich kam mein Gleim. Nach der zärtlichsten Umarmung bat er mich, ihn zu der Gesellschaft zu begleiten. Ich stutzte meinen Reisestaat so gut als möglich auf und folgt' ihm dahin, hatte aber wenig Vortheil von meiner Folgsamkeit: eine dreytägige Wachsamkeit, theils auf dem Postwagen, theils vorher, erzeugte, nebst einer warmen Stube, einen sanften Schlaf, und ich schlief, glaub' ich, noch, wenn nicht die Gesellschaft endlich beym Weggehen durch einen allgemeinen Schlafgesang von meiner Lethargie mich befreyt hätte. Am dritten Tage meines Aufenthaltes kam die Mutter und zwey Schwestern Klopstocks, Gleimen zu besuchen. Außer meiner eignen ist keine Mutter mir ehrwürdiger gewesen. Acht Tage lebt' ich bey meinem Gleim: er ließ für seinen Musentempel mich malen, und unsre Freundschaft ward mit jedem Tage vester geknüpft. Betrübt reist' ich nach Braunschweig ab<sup>24</sup>. Hier lernte ich die Herren Arnold Schmidt, Lessing und Ebert kennen. Mit dem ersteren bracht' ich in Eschenburgs Gesellschaft einen der vergnügtesten Tage meines Lebens zu: die beiden letztern aber genoß ich leider nur wenig Augenblicke. Die Post eilte: und ich sah mich nach einigen langweiligen Tagen und Nächten durch die berufene Lüneburger Heide glücklich vor Hamburg.

Ich will Sie nicht mit einer Beschreibung meines Erstaunens über diese in aller Absicht vortreffliche Stadt und ihre Gegenden aufhalten: ich sage Ihnen bloß, daß bereits an dem nehmlichen Tage meine Freude sehr gedämpft wurde, als ich hörte, daß ich wirklich zum Schreiben der politischen Artikel in meiner Zeitung verdammt sey. Sie können leicht glauben, daß ich zu diesem Geschäft mich eben so gut schickte, als dem Schah von Persien auf Persisch eine Leichenpredigt zu halten. Nach tausend Aergernissen, die oft mein Leben, allemal meine Gesundheit in Gefahr setzten, gab ich die Hälfte meiner Besoldung ab, ließ den politischen Artikel schreiben, wer da wollte, und behielt mir bloß den gelehrten vor. Ich glaube, daß ich mich der Art, wie ich ihn geschrieben, nicht schämen darf; ich habe, soviel ich weiß, nicht mehr als Einen Schriftsteller beleidigt, ungeachtet ich jederzeit meine Meynung aufrichtig sagte: und dieser Eine war Klotz. Es geschah über die Zueignungsschrift an Jacobi, vor des dü Fresnoy Gedicht über die Malerey. Er beschwerte sich gegen einen Freund über mich, der mir den Brief zeigte; auch soll er seine kritische Trompete, die sonst jedes Reimlein von mir ausposaunte, seitdem völlig umgestimmt haben. Sie müssen es wissen. Ich für meine Person habe seit 1770 von allen kritischen Herrlichkeiten, die einzige Weißbische Bibliothek ausgenommen, nichts mehr gelesen.

Hier, mein Freund, war es, wo ich Sie ganz kennen lernen sollte. Im Unglück schreib' ich nicht leicht an meine Freunde. Ich müßte klagen, und ich wollte mich lieber mit ihnen freuen. Auch an Sie hatt' ich, seit geraumer Zeit, dieser Ursach' wegen, nicht geschrieben. Gleichwohl erhielt ich von Posttag zu Posttag Briefe von Ihnen. Endlich schwiegen Sie. Urtheilen Sie selbst von meinem Erstaunen, als ich gleich wohl in kurzem wieder ein Schreiben von Ihnen erhielt, und darin folgende Stelle fand: „Mich quält ein nagender Verdacht, [307] und verursacht dieses Schreiben. Sie haben in Hamburg nicht alles das Glück gefunden, das sie sich versprochen. Ist es so, so bin ich im Ernst auf Sie böse, daß sie mir nicht schreiben. Im Glück kann

---

<sup>24</sup> Dieß geschah am 23. April 1770. Unter diesem Datum schreibt Gleim an Lessing: „Herr Michaelis aus Leipzig geht hierdurch über Braunschweig nach Hamburg. Er wünscht meinen Lessing kennen zu lernen. Eiligst also geb' ich ihm dies Briefchen mit, das bei meinem Lessing ihm den Zutritt verschaffen soll . . . . Herr Michaelis wird zur Post gerufen. Ich umarme Sie, mein Theuerster“.

— Johann Arnold Ebert, 1723 — 1795, Lehrer der englischen Sprache am Carolinum. Ueber A. Schmidt s. Anm. 14.

man seine Freunde vergessen, aber in Trübsalen muß man sie suchen. Doch können Sie alles gut machen, wenn Sie in diesem Fall schleunigst in meine Arme wieder zurückkehren: mein Zimmer, meine Betten, kurz mein ganzes kleines Ich, nebst allem seinen Zugehör, steht Ihnen zu Befehl.“ Wahrlich, hätt' ich dem, der unter den Umständen, worunter ich lebte, mir das anbieten konnte, nicht auf ewig meine ganze Seele geschenkt, ein Ungeheuer hätte mich beschämt!

Fast um die nehmliche Zeit that mein Gleim mir einen gleichen Vorschlag. Welch Entzücken für mich, daß gerad' im Elend, da sonst alle Freunde sich entfernen, meine Freunde sich gleichsam zu mir drängten! Wahrlich, mein Freund, wenn ich auch keine menschliche Tugend mehr glaubte, so würd' ich doch der Freundschaft einen Tempel baun, dieser einzigen, welche mir die Vorsicht gleichsam zur Aussteuer mit auf die Erde gegeben.

Selbst in Hamburg, meines Verdrusses ungeachtet, der oft an Verzweiflung<sup>25</sup> grenzte, machte die Freundschaft mein Glück. In dem Umgange des Grude'schen Hauses, eines Bach, Ebeling und Schiebeler, vergaß ich oft meines Grams. Manchmal besucht' ich den ehrlichen rechtschaffenen Dusch in Altona<sup>26</sup>.

Unter den Vergnügungen in Hamburg, von welchen die meisten weder für meinen Hang zur Einsiedelei, noch für meinen Geldbeutel waren, war mein größtes, dann und wann an einen gewissen Ort gleich vor Hamburg, der an der Elbe lag, zu gehen. — Hier sah ich bald das Fallen, bald das Steigen der Ebbe und Fluth, eine Menge von Schiffen, die sich unaufhörlich durchkreuzten, die herrlichsten Lichtfälle der Sonne, welche die ganze Elbe bald in Silber, bald in Purpur verwandelten, — vor allem aber die Wiederkunft der Schiffe aus der See, die für mich etwas ungemein Rührendes hatte. An eben diesem Orte lernte ich Basedow kennen.

In diese Zeit gehört das Gedicht an einige Hamburger Schönen am Lämmerabend, der Brief an Kretschmann, und der Anfang der travestirten Aeneis.

Einige Wochen nach Johannis kam die Hannöverische Schauspielergesellschaft nach Hamburg. — Man hatte mich um einen Prolog bei Eröffnung der Bühne gebeten. Madame Hensel recitirte ihn mit ungemeinem Nachdruck: so daß sie bei der Stelle:

„Denn sie (die Bühne) spricht Deutsch — und wer wird Deutsch verstehn?“<sup>27</sup>

einhalten mußte, weil ein allgemeines Geklatsche die Schauspielerin unterbrach. Eigentlich ging dieser kleine satyrische Zug auf eine Italienische Buffon- Gesellschaft, welche kurz vorher mit unglaublichem Beyfall gespielt hatte.

Der damalige Director der Hannöverischen Gesellschaft, Herr Seiler, ein Mann, der sich aus Liebe zum Theater schon bey dem Hamburgischen bekannten unglücklichen Unternehmen aufgeopfert, und dem man Hannöverischer Seits goldne Berge versprochen hatte, wünschte zur Vollständigkeit seines Theaters, daß ich ihn als Dichter für dasselbe begleiten möchte. Er machte mir Hoffnung zu einem königlichen Gehalt, und trug mir inzwischen [308] aus seinen eigenen Mitteln eins an. Er hatte bereits den Capellmeister Schweizer<sup>28</sup>, dessen vortreffliche Composition von meines Jacobi Elysium seinem Genie so viel Ehre macht, in gleicher Absicht angenommen: und beide sollten wir nunmehr gemeinschaftlich für das Theater arbeiten<sup>29</sup>. Sie werden leicht glauben, daß Nichts meiner Neigung gemäßer war. Wir wurden unsers Handels einig: und ich versprach, ihm auf Michael nach Lübeck, wohin er nach einer ziemlichen Einbuße von

---

<sup>25</sup> Von dieser Stimmung geben zwei Briefe von Michaelis an Gleim Zeugniß.

[Einschub 2017: Siehe unten Anhang 2, S. [29](#)]

Uebrigens wurde, wie Schmidt andeutet, von der anderen Seite über Mangel an Pünktlichkeit bei Michaelis geklagt.

<sup>26</sup> Daniel Schiebeler, geb. 1741 in Hamburg, wo er auch als Kanonikus beim Domcapitel 1771 starb. Schon als Gymnasiast zeigte er Interesse für die Bühne, verfertigte Theaterreden für die Kochsche Truppe, wurde aber besonders durch seine „Romanzen“ bekannt. Karl Philipp Emanuel Bach, 1714 — 1788, feit 1767 Musikdirektor in Hamburg. Johann Jacob Dusch, 1725 — 1787, Direktor des Gymnasiums in Altona seit 1760, vielfach in die literarischen Kämpfe jener Zeit verflochten und von Lessing hart mitgenommen.

<sup>27</sup> Epilog zur Hypermnestra IV, 229.

<sup>28</sup> Anton Schweitzer, 1737 — 1787, in Coburg geboren und künstlerisch gebildet, zuletzt herzoglicher Hofcapellmeister in Gotha, Componist zahlreicher Operetten.

<sup>29</sup> Zu der Gesellschaft gehörten Eckhof, die Ehepaare Brandes, Bök und Koch, dann Hempel, sämmtlich bisher unter Ackermanns Direction bei der Hamburger Entreprise betheiliget.



Hamburg abgehen wollte, zu folgen<sup>30</sup>. Ich verfertigte ihm also den Epilog zum Schluß der Bühne in Hamburg, der in dem Leipziger Musenalmanach von 1771 steht, und sagte darinn, was Wahrheit war: aber, wie ich merkte, so hatte diese Wahrheit nicht allen Hamburgern gefallen<sup>31</sup>.

1770. Zu Michael machte ich also mein Felleisen zusammen und fuhr auf einer jämmerlichen landsüblichen Schneckenpost herzhaft nach Lübeck zu. Mein erster Schritt zum Theater war eben nicht der vergnügteste. Ich traf die Gesellschaft in der äußersten Verlegenheit an. Sie hatte mit jeder Woche eine bessere Einnahme vermuthet, und sah sich jetzt in eine Menge Schulden verwickelt, welche ihr die Abreise ganz unmöglich machten. Herr Seiler suchte mir zwar im Anfange soviel als möglich den traurigen Zustand, worin er sich befand, zu verbergen: allein auf die Länge konnt' er mir unmöglich verschwiegen bleiben. Ich hatte damals eben meinen „Einspruch“ wieder hervorgesucht, den ich bereits in Leipzig angefangen: aber alle Lust zur Arbeit verging mir, wie leicht zu denken. Endlich mußte ein Entschluß gefaßt werden, entweder die Gesellschaft auseinander gehen zu lassen, oder soviel Geld aufzutreiben, als zu ihrer Auslösung nöthig war. Der Capellmeister Schweizer und ich begaben uns in diesem kritischen Augenblicke auf einen Spaziergang nach der Trave und ließen die andern berathschlagen. Mitten in unsern in der That bedenklichen Umständen machten wir beiden indeß so viele drollige Pläne, unser künftiges Glück zu poussiren, daß wir oft, zu einer Zeit, da wir lieber geweint hätten, von ganzem Herzen lachen mußten. Der tollste von allen war wohl, uns zu Schiffe zu begeben und in die weite Welt zu gehen. Man sieht aber, daß man, im Unglück selbst sein Unglück übertreibt: denn in der That konnten wir beide bey der ganzen Sache nichts verlieren, als eine Station, die allem Anschein nach nicht die einträglichste war, wenn es ferner so hergehen sollte. Klüger hätten wir gethan, wenn wir statt aller dieser Klagen nach Travemünde gereist wären. Denn ist es für mich nicht eine ewige Schande, zwey Meilen von Travemünde gewesen zu seyn und die Ostsee nicht gesehen zu haben?

Indessen war glücklich zu Gelde Rath geschafft worden: und wir sahen uns in der Freyheit, so bald wir

---

<sup>30</sup> [327] Michaelis theilte sein neues Engagement Gleimen in folgendem Briefe mit:

Mein väterlicher Freund!

Erst vorige Woche erhielt ich durch ein Versehen der Adresse Ihren letzten Brief. Gott vergelte Ihnen Ihre Liebe. In ersten Aufwallungen der Freude war ich nicht im Stande Ihnen zu antworten und bin es noch jetzt kaum vor Entzücken.

Ich habe viel ausgestanden, aber Gott hat für mich gesorgt, den Tag nach Michaelis gehe ich nach Hannover in der Station eines Dichters für die königliche Schauspielergesellschaft ab. Ich habe die Hoffnung eine königliche Pension zu erhalten und bekomme indessen einen Interims-Gehalt von 250 Reichsthalern, außer freiem Tisch, Logis, Friseur und Reisegeldern. Welche Wohllust für mich, daß ich Ihre Güte nicht noch mehr mißbrauchen darf.

Sobald ich wieder frei athme, werde ich den Anfang machen, meine Schulden zu bezahlen. Erlauben mir es meine Gesundheit und mein Glück, so umarme ich Sie bald in Halberstadt. Das ist die erste Bedingung gewesen, die ich bei meinem neuen Engagement gemacht. Acht selige Tage! Dann will ich mich satt mit Ihnen von meinem hiesigen Aufenthalte plaudern, dann hoffe ich einen Zeitpunkt ruhig zu übersehen, der der schmerzlichste meines Lebens gewesen.

Pr. Ebert aus Braunschweig ist hier. Wir haben fast von Nichts als von Ihnen gesprochen. Herr Jacobi hat mir seinen „Apoll unter den Hirten“ zusenden lassen. Küßten Sie diesen vortrefflichen Mann in meinem Namen, der mein zweiter Freund werden muß. Schwerlich möchte ich von Ihnen noch in Hamburg einen Brief erhalten, ich berichte Ihnen noch vor meiner Abreise den Tag und meine Adresse. Ich bin ewig Ihr treuer und dankbarer

Michaelis.

Postscr. Ich hoffe Ihnen bald einige Kleinigkeiten von mir zu übersenden. Meine Geschäfte und mein Verdruß hat mir wenig Umgang mit den Musen verstattet. Diesen Winter hoffe ich das Versäumte doppelt einzubringen.

Gestern bin ich das zweite Mal bei Dusch gewesen; er ist der rechtschaffenste Mann; wolle Gott, daß er der glücklichste wäre. Er hat dieser Tage einen Brief von Ihnen erhalten.

Noch eins: sind Sie ein Freimäurer, so hoffe ich in Ihnen in kurzen einen Bruder zu lieben. Ich bin bereits in der Loge angemeldet.

Diesen Brief erhielt Gleim am 27. September 1770.

<http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567576>

<sup>31</sup> Epilog nach dem Mithridates des Racin, gesprochen von Madame Hensel (IV. 230.)

„Der Theil der Welt, der sich geschmackvoll heißt  
Und es nicht ist — ermüdet in die Länge;  
Und der es ist und daß er's ist, beweist —  
Ihr sehts an Euch — macht das Parterre nicht enge.“

wollten, unsern Weg weiter zu nehmen. Die Reise ging nach Hannover. Aber Welch eine traurige Reise! Des Tages durch die abscheuliche Lüneburger Heide, wo wir oft keinen Tropfen Wasser zu sehen bekamen, außer was vom Himmel reichlich über uns herunterlief, des Nachts die elendesten Herbergen. Stellen Sie sich Ihren Michaelis vor, als wir, nachdem wir den ganzen Tag Frost, Regen und Mangel ausgestanden hatten, des Abends an einer Hütte anlangten, wo der Wirth uns zur Schlafstätte seinen Kuhstall anbot. Er hatte eine kleine erbärmliche Stube: aber zu geschweigen, daß nicht ihrer Vier in ihr Raum gehabt hätten, hatte der ehrliche Mann gerade noch den Ofen einreißen lassen, so daß alles voller Schutt und Trümmer lag. Wir mußten also schon in den Kuhstall wandern. [309] Ich hatte Schweizern zu meinem Schlafgefährten, und dieser vier Ochsen, die nicht drey Schritte davon, mit den Köpfen gegen uns gekehrt, vor ihre Krippen gebunden waren, und deren unaufhörliches Stampfen, Schnüffeln, Klirren mit der Kette und Anreiben der Hörner mir, der ich eine angeborene Furcht vor diesen Thieren habe, jeden Augenblick den kalten Angstschweiß auspreßte. Hinter uns fing sich die Reihe von Kühen an, die des Lärmens auch nicht schonten. Kurz, mein Freund, im Himmel war ich, als gegen Morgen der Wirth sich hören ließ. Ich bat ihn eine Lampe anzuzünden, die, nach landsüblicher Gewohnheit, mitten im Hause aufgehängt wird. Unter diese Lampe setzt' ich mich und wartete bey der entsetzlichsten Kälte, bis unsre Fuhrleute, gegen vier Uhr, wieder anspannten, und wir den unseligen Ort verließen. In meinem ganzen Leben werd' ich dieser fürchterlichen Nacht nicht vergessen.

Und nun, per tot discrimina rerum, kamen wir in Hannover an. Königliche Pension und alles verging mir, als ich mich nur einige Tage hier aufgehalten hatte. Der Stolz des Adels gegen Personen mit Charakteren, der Stolz der Personen mit Charakteren gegen die, welche in geringern Bedienungen stehen, und so herab bis zum Stolze des Nachtwächters gegen den Lampenputzer — o wie oft wünscht' ich mich nach meiner Lüneburger Heide zurück! — Die Gesellschaft spielte mit Schaden: kein Stück außer den Operetten wurde besucht; und so weit ging endlich der Verfall des Geschmackes, daß, nachdem man selbst die Operetten vernachlässigte, der Direktor, um sich nur einigermaßen seines Schadens wieder zu erholen, Moliere's bürgerlichen Edelmann aufführen lassen mußte. Ich entwarf hier den Plan von Amors Guckkasten, ward aber bald in meiner Arbeit unterbrochen. Ein heftiges Blutspeyen, das mich auf einmal überfiel, hätte beynahe mich in die andre Welt geschickt, wenn nicht der geschickte Hofmedicus Wichmann, mein verehrungswürdiger Freund, der Hektik, die sich bereits näherte, auf eine ebenso simple als wirksame Art zuvorgekommen wäre. Während meiner Krankheit macht' ich gleichwohl verschiedene Kleinigkeiten für unser Theater: unter andern auch eine kleine Anrede an's Parterre für eine junge Sängerin und Actrice, wegen einer Benefiz-Operette, und den Prolog bey der Eröffnung des neuen Theaters zu Hildesheim, der in dem Leipziger Musenalmanach von 1772, S. 46 steht<sup>32</sup>.

Ich war noch immer kränklich, als wir, mit beträchtlichem Verlust, abermals von dem dritten Orte, nach Hildesheim abreisten. Hier schien unser Glück zu blühen: und gern ertrug ich ein erbärmliches Logis, wohin mein Schicksal mich warf, um nur Einmal die Freude anzusehen, daß wir endlich von einem Orte ohne Schaden abzogen. In der That hatten wir in einigen wenigen Vorstellungen, die, der häufig einfallenden Feiertage wegen, unsre Gesellschaft geben konnte, mehr gewonnen, als wir uns versprochen hatten, und wir reisten, nachdem wir vorher ein Pröbchen der dasigen Policy gehabt, im Uebrigen, kurz nach dem neuen Jahre, vergnügt und fröhlich nach Osnabrück ab. Vorher hatte ich zu der letzten Vorstellung den Epilog bey dem Schlusse gemacht. (Leipz. Musenalm. von 1772, S. 48)<sup>33</sup>.

Ich war indeß wieder völlig hergestellt worden; und außer dem Kummer, meine Aeltern in der äußersten Dürftigkeit zu wissen, und ihnen, da (wie Sie leicht glauben werden) meine Gage ziemlich wegfiel, mit nichts mehr [310] helfen zu können — außer diesem seelentödtenden Kummer würd' ich, der ich zur Armuth und Mäßigkeit gewöhnt bin, noch so glücklich geworden seyn.

Unsre Reise nach Osnabrück war sehr einförmig. Weder der zusammengeknüpfte Strick über die Weser, durch welchen die Sparsamkeit des Königs von England, oder doch seiner Beamten, täglich einige hundert Seelen in Gefahr setzt, auf seiner Fähre das Leben zu verlieren, noch die große Eiche bey Bomte (?) oder andre dergleichen Raritäten werden Sie sonderlich interessiren: aber vielleicht ein Aug aus der unverdorbenen wohlwollenden menschlichen Natur. Unser Weg führte uns durch einen Theil des Preußischen Westphalens. Spät des Nachts kehrten wir bey einem Bauer ein, der zugleich Leinweber war. Nach seinem Vermögen beköstigte er uns reichlich mit Pumpernickel, Schinken und Wurst, dem einzigen, was in dieser Gegend von Westphalen unter dem täglichen Brod im Vaterunser verstanden wird. Nach der

---

<sup>32</sup> Am 28. December 1770 eröffnet (IV, 209).

<sup>33</sup> IV, 212.

Mahlzeit bracht' er uns einen Teller mit Aepfeln. „Hier habt Ihr eine kleine Seltenheit“, sagte er mit bescheidener Miene in seiner Westphälischen Sprache: „unser Obst ist nicht gerathen: nehmt doch ja damit fürlieb!“ Ich hätte den ehrlichen Mann in diesem Augenblicke mögen malen lassen. Doch dies war der kleinste Zug seiner Gutherzigkeit. Unsre Damen hatten — ein entsetzliches Unglück, das ihnen noch den Abend beyfiel — künftigen Morgen keinen Kaffee zu trinken: denn auf den dasigen Preußischen Dörfern ist allen Landleuten selbst das geringste, was nur einem Kaffeegeschirr ähnlich sieht, im Hause zu führen, bey größter Strafe verboten. „Macht Euch keine Sorgen, sagte unser Wirth, ich will den Augenblick meinen Jungen fortschicken. Ihr sollt morgen Kaffee haben!“ „Wir fragten, wie weit er gehen hätte?“ „Es ist nur eine Meile bis dahin, und der Junge hat fixe Beine.“ — Himmel! um unsre Ueppigkeit zu befriedigen, sollte das arme Kind, in der Nacht, bey der grimmigsten Kälte, im Schnee zwey Meilen gehen! — Ungeheuer müßten wir gewesen seyn. Jedes suchte nunmehr, wo sich etwa noch ein Paar Bohnen erhalten hatten: und kurz, ich weiß nicht wie, sie brachten so viel zusammen, daß am Morgen ihr Appetit doch in etwas gestillt werden konnte. Bewundern Sie aber nicht die Gutherzigkeit des armen Westphälingers? Wir machten ihm, beym Abzuge, ein Geschenk: aber wahrhaftig, nicht der kleinste Theil seiner gastfreyen Denckungsart konnte durch alle mögliche Geschenke von uns bezahlt werden.

So bald ich nach Osnabrück kam, machte ich mir den Plan, hier ganz unbekannt zu leben: und mit Fleiß erst am Ende unsers Aufenthalts machte ich dem vortrefflichen Möser meine Aufwartung<sup>34</sup>. Hier verfertigt' ich Amor's Guckkasten, wozu meine ehemalige kleine Romanze dieses Namens, die in dem Leipziger Musenalmanach steht, mir Anlaß gab. Bloß die Arien blieben noch zurück. Ich erwartete ihrentwegen Schweizers Zurückkunft, der uns eine neue Sängerin zu verschaffen versprochen hatte, aber von Woche zu Woche mit seiner Sängerin ausblieb.

Indeß war mein Aufenthalt in Osnabrück der vergnügteste, dessen ich mich erinnere. Den Tag bracht' ich bey meiner Arbeit, und den Abend in einem gewissen Hause zu, wo man mich wie das eigne Kind liebte. Ich gestehe, daß der Abschied von keinem Orte, als von Leipzig und Osnabrück, mir Thränen ausgepreßt hat. An dem Gedächtnißtage der Wahl des Prinzen Friedrich von England zum Bischof von Osnabrück machte ich den Prolog, [311] der in dem Leipz. Musenalmanach von 1772 steht. Man sieht leicht, wenn man ihn gelesen, daß mir das Andenken der Schlachten Hermanns mit den Römern an der Weser einige Ideen dazu gegeben. Da ich mich in diesen Gegenden befand, war es einer meiner Lieblingsgedanken, mich so oft als möglich in jene Zeiten zu versetzen.

Wir reisten von hier wieder nach dem traurigen Hannover und setzten in kurzer Zeit dreyfach zu, was wir in Osnabrück gewonnen hatten. Meine Beschäftigungen waren damals meist mechanisch; Uebersetzungen, Unterlegungen unter bereits fertige Kompositionen, und was der Herrlichkeiten mehr waren. Den größten Schaden that uns damals Herr Schweizer. Wir hatten alle Hoffnungen auf seine Ankunft gerichtet; aber auch jetzt, da er uns wegen des Operetten-Theaters ganz unentbehrlich war, ließ er uns im Stiche. Nach einer schrecklichen Einbuße nahmen wir also unsre Zuflucht wieder nach Hildesheim, als den letzten Ort unsrer Rettung, oder keinen. Allein, so gute Hoffnungen Hildesheim gegen das Ende des vorigen Jahres uns gemacht hatte, so auf einmal schlug itzt alles fehl. Ich indeß hätte, unter andern Umständen, sehr vergnügt daselbst leben können. Es war May 1771, ich besaß, wo ich wohnte, einen allerliebsten kleinen Garten zu freyem Gebrauch; aber weder May noch Garten war mir jetzt, was er sonst gewesen seyn würde. Ich suchte meinen Einspruch wieder hervor: aber, lieber Himmel! wo sollt' ich Ermunterung hernehmen! Wenige Tage vor unsrer Abreise ward mir schleunig, etwas auf das nahe Geburtsfest des Königs von England zu verfertigen, aufgetragen. Ich hatte gerade noch so viel Zeit, den Plan meines Herkules auf dem Oeta nebst der ersten Arie zu entwerfen und meinen Koffer zu packen, ehe wir in den Wagen stiegen, und nach einem von allen vorherigen Planen geradezu verschiedenen Plane auf Hannover zu fuhren. Innerhalb acht Tagen also ward diese Operette mir aufgetragen, verfertigt, componirt und aufgeführt<sup>35</sup>. Die Verwirrung, in welcher ich arbeiten mußte, kann man sich vorstellen: auch waren meine Kräfte, da ich sonst ungemein langsam arbeite, ganz erschöpft, und ich brauchte einige Wochen, mich ganz von dieser Anstrengung zu erholen. Mit der zweiten Aufführung dieses Stückes endigte sich endlich mein theatralisches Leben. Bey der neuen Einrichtung, die man in der äußersten Noth der Gesellschaft geben mußte, ward ich eine der entbehrlichsten Personen. Halb mit Freuden, halb mit Trauern verließ ich also eine Station, bey welcher ich in der Weltkenntniß viel lernen konnte, besonders aber, durch gewisse Zufälle den Menschen in ganz unerwarteten Situationen zu studiren Gelegenheit hatte und — was für einen armen Kranken mehr als

---

<sup>34</sup> Nach W. Körte (Gleims Leben 159 ffg.) schrieb Gleim an Michaelis nach Osnabrück, wo dieser erkrankt war, und empfahl ihn an Möser.

<sup>35</sup> Der Geburtstag des Königs Georg III. von England war der 4. Juni.

Weltkenntniß und Menschenstudium ist — durch die vielen Reisen um ein Großes in meiner Hypochondrie erleichtert worden war<sup>36</sup>.

1771. In der Mitte des Junius reist' ich also von Hannover nach Halberstadt. Ich nahm mir vor, mich bloß einige Wochen bey meinem Gleim aufzuhalten. Zu meinem Unglück war er eben nach Marburg verreist. Da man ihn aber in kurzem zurückerwartete, so beschloß ich bis zu seiner Rückkunft mich hier aufzuhalten, und bezog, in Abwesenheit des Besitzers, der sich eben in Düsseldorf aufhielt, des Canonicus Jacobi Studirstube. Einige herumhängende Kupferstiche, auf welchen Amor abgebildet war, und ein kleiner wächserner Amor in Priesterkleidung gaben mir Gelegenheit, den Brief an den Herrn Canonicus Jacobi zu Düsseldorf, aus seiner Studirstube [312] zu Halberstadt, zu schreiben. Unser Gleim kam bald darauf nach Hause, und ich freute mich, ihn mit dieser Kleinigkeit überraschen zu können, Ich hatte ihr den Anfang einer Romanzierung der Aeneis<sup>37</sup> beygefügt, den ich bereits in Hamburg unter der größten Schwermuth, verfertigt hatte, und der mir eben in die Hände fiel. Nach der Zeit fiel mir ein: wie wär' es, wenn ich den Einfall, Amorn Satyren machen zu lassen, selbst ausführte? Durch den Anblick eines wirklich buhlerischen Frauenzimmers entstand also das Gedicht an Chloen. Das Aergerniß über die Dummheit eines gewissen R., der Geßner's Schriften verbrannt, erzeugte das Anathem; der Verdruß über die verzweifelten Kunstrichter, die, wie man mir sagte, noch immer scharenweise gerade im besten Wettlauf den Dichtern zwischen den Beinen herumliefen, brachte die kleine Beschwörung hervor; und endlich der Haß gegen alle Hasser der Freude von außen — von innen aber — kurz, gegen alle diejenigen — doch ich habe ja alles schon in

---

<sup>36</sup> „Da trotz der Eigenschaft Hannöverscher Hofcomödianten und der bedeutenden Unterstützung des Hofes die Gesellschaft sich doch nicht stabil erhalten konnte, so wurden im Sommer 1770 Wanderungen nach andern niedersächsischen Städten, Celle, Lüneburg, Stade unternommen, die aber wenig glücklich ausfielen. Selbst in Hamburg, wo in Ackermanns Abwesenheit dessen Theater mit Hülfe des Senats gewaltsamer Weise benutzt wurde, wollte die Geldverlegenheit nicht abnehmen. Wenig Wintermonate nur brachte die Truppe in Hannover zu. In Osnabrück zeigte der Adel ihr Interesse, der Bürgerstand aber verlangte den Harlekin wider zu sehen und blieb fort, als man ihm nicht willfahrte, und der bigotte Pöbel warf mit Steinen durch die Fenster des Theaters nach den sündhaften Comödianten. In Hildesheim schneite es durch das baufällige Dach der Theaterhütte, und als die Gesellschaft im nächsten Sommer wiederkam, schien die heiße Sonne in hellen Strahlen auf die Bühne. So mußte die Gesellschaft, welche Seyler auf einen nobeln Fuß zu setzen beabsichtigte, alle Chikane des Wanderlebens durchmachen. Dem Theaterdichter Michaelis sagte das nicht lange zu, er gab seine Stelle auf.“ Devrient 2, 247. „Dieses Herumreisen gereichte der schwachen Gesundheit unseres Dichters wegen der damit verbundenen unregelmäßigen Lebensart (indem ihn die rauhe Kost oft zu starken Getränken verleitete), und seiner Oeconomie, die er nie gut zu verwalten gelernt hatte, zu großem Nachtheil.“ Schmid.

<sup>37</sup> „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas“. II, 213.

Der Anfang lautet folgendermaßen:

Es war der Held von Venus Stamm,  
Der, weil er Feuer scheute,  
Aus Troja lief, nach Welschland schwamm  
Und hungerte und freite.  
St. Juno nahm die Sache krumm;  
Vorjetzo weiß ich nicht, warum.  
Wir werden's aber hören.

Kurz vor seinem Tode nahm Michaelis das zweite Buch in Angriff; es beginnt:

Nun ging die Mordgeschichte an.  
Pötz Stern!  
Wie staunten nicht, als sie das sahn,  
Die Herrn!  
Es rippelte sich keine Maus;  
Selbst Luna goß das Nachtlicht aus,  
Die nagelneuen Mähren Zu hören,  
Incognito zu hören.

Dazu bemerkt der Herausgeber Klamer Schmidt (Erholungen 1796. 4. Band 234): „Ich muß sagen, so wenig ich für Travestierungen bin, so scheint mir doch dies Fragment noch launiger und im Ganzen anziehender als das erste Buch und selbst das hier gewählte Silbenmaß dem Gehalte angemessener zu sein. Mein verewigter Freund hing damals an dieser Arbeit mit einiger Vorliebe, pflegte den hier durchkommenden Fremden fleißig und gerne daraus vorzulesen, und ich bin gewiß, wär' er am Leben geblieben, er würde das Werk vollendet und dann Blumauer sein muthwilliges Roß aus einem anderen Felde getummelt haben.“ Nach meiner Meinung ist der erste Versuch, dessen Metrum ja auch Blumauer gewählt hat, besser gelungen.

meinem dritten Briefe, diese Amorn betreffend, gesagt, und würd' es nicht gesagt haben, wenn die Religion mir gleichgültig wäre, wenn mir's gleichgültig wäre, wie und welche Hirten vor uns den Weg, den wir alle betreten sollen, vorausgingen — dieser Haß, ohne irgend eine Verabredung, ohne die geringste Cabale, brachte mich auf Pastor-Amors Absolutton. Auf diese ganz unschuldige Art entstand der Brief an den Herrn Canonicus Gleim inliegend einige satyrische Versuche von unsers Jacobi Amorn.

Dieser Brief machte sogleich überall ein erstaunliches Aufsehen. Mein armer unschuldiger Gleim sowohl, als ich, empfing über den Pastor-Amor von Freunden und Feinden eine Menge Briefe, worunter auch anonyme, oder vielmehr förmliche Pasquille, nicht ausblieben<sup>38</sup>. Selbst mein guter Jacobi ließ, aus Furcht vor den Juden, nach seinem natürlich etwas schüchternen Charakter ein Schreiben an mich drucken: ich sahe mich genöthigt, es zu beantworten, und so entstanden: „Zween Briefe von Jacobi und Michaelis, Pastor-Amors Absolution betreffend“. Erst war ich willens, noch einen vierten Brief diesen dreyen beyzufügen; allein ich war vor der Hand des Dings überdrüssig, und hob mir die Materie dazu seiner Zeit und seinem Orte auf. Ich höre, daß die Herrn Journalisten sich auf eine unglimpfliche Art an ihm gerieben, und ein guter Theil derselben mir alle Religion, Tugend und der Himmel weiß, was, abgesprochen haben. Wie lange wird es noch jedem Schurken erlaubt seyn, ohne Meldung seines Namens, ehrlichen Leuten den ihrigen zu rauben!

Diese Briefe brachten mich indeß auf die Idee, monatliche Briefe heraus zu geben. Durch Zufall waren alle drey in drey auf einander folgenden Monaten geschrieben; und eine solche Herausgabe schien mir für das Publicum etwas Anziehendes zu haben. Mein poetischer Plan dabey war: 1.) alle in Versen zu schreiben, 2.) so viel Abwechslung des Inhalts und des Tones anzubringen, als möglich, und 3.) die durch eine Menge kritischer Lotterbuben geschändete Ehre der Dichter zu retten, und überhaupt die Dichtkunst und die Dichter zu einem Hauptvorwurfe meiner Arbeit zu machen. Mein ökonomischer Plan war: ein Avertissement an meine Freunde und andre notorisch bekannte Liebhaber der Litteratur abgehen zu lassen und sie zu ersuchen, mir jeder zehn Pränumeranten zu verschaffen. Die Pränumeration auf zehn Exemplare von allen künftigen zwölf monatlichen Briefen sollte ein Louis-d'or seyn. Ich theilte diesen Plan meinem Gleim mit. Wir reisten beide bald [313] darauf nach Magdeburg; allen meinen dasigen Freunden gefiel der Vorschlag, und sie erboten sich, ihn ausführen zu helfen.

Schon vor dieser Reise war ich mit den Gräbern der Dichter meist fertig. Sobald ich zurückkam, schickt' ich, meinem Plane gemäß, die Avertissements an einige Freunde der Litteratur herum; und fing ämsig an meiner Laune zu arbeiten an. Eh' ich sie noch ganz endigen konnte, kam mein vortrefflicher Jacobi von Düsseldorf wieder zurück und empfing seinen Gast mit der zärtlichsten Freundschaft. Wir hatten bereits die schriftliche Abrede genommen, diesen Winter unter einem Dache zuzubringen. Aus Einem Dache ward gar bald Eine Stube. Wir lebten in der innigsten Vertraulichkeit, theilten uns unsre kleinen Kritiken mit und ermunterten durch unser wechselseitiges Beyspiel einer den andern zur Arbeit. Die Abende brachten wir bey unserm Gleim zu<sup>39</sup>. So lebten wir als unschuldige Einsiedler einen Winter hin, der mir der glücklichste meines Lebens bleibt. Irr' ich nicht, so habe ich Ihnen schon geschrieben, daß die Nesseln, die ich mir in den Gräbern der Dichter für mein Grab bedungen, meinem Gleim so wohl gefielen. Er beschenkte mich zu Weihnachten mit einem Agath zum Petschaft, worin er eine Nessel, die auf einem Lorbeerzweige ruht, hatte stechen lassen<sup>40</sup>. Von keinem Pfalzgrafen hätt' ich ein Wappen bekommen können, das mir theurer gewesen wäre; und fast ärgert es mich, daß ich keine Nachkommenschaft habe, die es nach mir führen soll.

Meine Praenumerationsgelder, die auf den Anfang des Decembers angewiesen waren, stellten sich nun allmählich ein: und in der Folge reichlicher, als ich geglaubt hatte. Welch ein Glück für mich, damit meine armen Aeltern unterstützen zu können, die bei der entsetzlichen Hungersnoth, welche in Sachsen wüthete, ohne Rettung im äußersten Elend waren.

Mit dem folgenden Jahre 1772, zu Ende des Januars, fing sich die Ausgabe meiner Briefe an. Der erste, wie

<sup>39</sup> So am 25. März 1772. Gleim an Lessing: „Die Herren Michaelis und Jacobi werden diesen Abend bei mir sein. Mit dem Gruße von meinem Lessing werd' ich sie be willkommenen.“ [330] Dabei konnte Gleim Michaelis auch das günstige Urtheil mittheilen, welches Lessing in einem Briefe vom 22. März über „die Gräber der Dichter“ und „die Kunstrichter“ gefällt hatte: „Empfehlen Sie mich den Herren Jacobi und H. Michaelis. Des Letzteren beide Briefe sind im Ganzen genommen vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachlässigkeiten in dem ersten hätte er sich nicht erlauben sollen, hätten ihm seine Freunde in Halberstadt, in deren Werken alles so ausgefeilt, alles so voller Licht ist, nicht sollen hingehen lassen.“

<sup>40</sup> 2017: Briefe von Gleim und dem Vater von Michaelis im Anhang 3, S. [32](#)

Sie wissen, war die Gräber der Dichter. Der zweite sollte die Laune werden; allein gewisse Umstände nöthigten mich, an deren Statt die Kunstrichter abdrucken zu lassen. Da ich in dem ersten Briefe auf die Imagination, und in dem zweyten auf den Spott gearbeitet hatte, so wünscht' ich ein sanfteres Thema auszuführen. Ich erfand mir eine kleine griechische Geschichte und so entstand der dritte Brief: Paros und Hyla. Nun wünscht' ich etwas im abstracten philosophischen Ton zu versuchen. Schon lange hatt' ich das, was wir zu unsrer Bestimmung machen, gar nicht für die wahre Bestimmung des Menschen gehalten. Diese Reflexionen erzeugten den vierten Brief. Jetzt war es Zeit, meinen Lesern wieder etwas Aufgeräumtes zu geben, ein Ausgeräumtes von besondrer Art, aufgeräumt im Tone und ganz ernst in der innern Anlage. Dies war die Laune, mein fünfter Brief. So weit war ich zwar nicht mit der Herausgabe, aber doch mit der Ausarbeitung meiner Briefe, als mein liebster Jacobi mich verließ. Er eilte mit dem kommenden Frühlinge wieder nach Düsseldorf in die Arme seiner Familie, und ich hatte kein Recht, daß er die dringenden Ansprüche der Seinigen meiner zärtlichen Sehnsucht, ihn länger zu behalten, aufopfern sollte.

Schon lange hatt' ich beschlossen, endlich einmal meine Operetten herauszugeben. Jetzt da ich in meinen Briefen mir so ziemlich vorgearbeitet, und überhaupt eine Zerstreung nöthig hatte, um weniger an den Verlust meines Jacobi zu denken, machte ich mich über dieses Geschäft. Mit Amors [314] Guckkasten war ich bereits völlig zu Stande, bis auf das Abschreiben, es lag also bloß an dem Einspruch, der mich in der That noch einige Wochen saurer Arbeit kostete. Weil meine Freunde mir dazu riethen, ließ ich mit einigen nochmaligen Verbesserungen — denn schon in dem Leipziger Almanach steht er durchgängig verbessert — den Herkules auf dem Oeta beydrucken.

Kaum hatte ich diese kleine Nebenarbeit geendigt, als auch mein Gleim mich verließ. Die Geschäfte des Domcapitels erforderten eine dem Anschein nach ziemlich lange Reise nach Berlin. Nun war ich ganz verlassen. Alle, die ich kannte, waren entweder mit nach Berlin oder auf dem Lande. Eine einzige Familie und Ein Freund blieb mir übrig — aber ach! der letzte nur kurze Zeit. Als ich eines Tages ihn zu unsern gewöhnlichen kleinen Spaziergängen abholen wollte, fand ich ihn auf dem Bette. Jeder Augenblick vermehrte seine Zufälle und in fünf Tagen war er schon nicht mehr! Er hieß Jähns, war bisher Hofmeister bey den Kindern des Generals von Schwerin gewesen, und hatte wenig Tage vor seiner Krankheit den Ruf als Feldprediger bey dessen Regiment erhalten. Da ich der Einzige war, der ihm außer dem Arzte von allen Bekannten noch übrig blieb — der General und seine Gemahlin waren auf der Revue zu Magdeburg, Gleim, der mit ihm verwandt war, hielt sich in Berlin auf, und die wenigen Freunde, die sich ebenfalls noch hier befanden, hielt die Furcht vor seiner bössartigen Krankheit ab — so hielt ich mich verbunden, aller Gefahr der Ansteckung ungeachtet, so lange als möglich bey ihm auszuhalten. Allein, so mannichfaltige Abwechselungen von Mitleid und Schrecken hatten mich den Tag seines Todes bereits völlig entkräftet. Ich suchte meine einzige Rettung in einem starken Spaziergange und der damit verknüpften Zerstreung: aber eben, als ich zurückkam, war mein Freund entschlafen! Ich besorgte sein Begräbniß und erwartete nunmehr jeden Tag auch meine Niederlage. Nur bat ich den Himmel, wenn es möglich, mich bis zu der Ankunft meines Gleims damit zu verschonen. Zu diesem traurigen Verluste gesellten sich noch eine Reihe von Verdrüßlichkeiten, welche auf diesen Augenblick gewartet zu haben schienen.

Schon im letzten Februar hatt' ich einen Antrag nach Gießen, als Professor der schönen Wissenschaften, erhalten. Mein Gleim war völlig dawider: nur Jacobi wünschte aus Freundschaft, daß ich mich ernster bedenken möchte. Da ich wußte, daß man in Darmstadt die Gewohnheit habe, den Professoren über ihre Schriften nach Befinden Verweise zuzuschicken und ich eben von einer solchen Art der Begegnung kein Freund war, überdies mir in dem Schreiben dessen, der es mir antrug, verschiedene Zweifel über die Authenticität seines Antrages aufstießen, so wünscht' ich erst beide Punkte auf's Reine gebracht zu sehen. Allein mein Correspondent versicherte mich, wenn man nur gewisse dasige gewöhnliche Herrlichkeiten in Frieden ließe, dann könne man in Gießen den Teufel leugnen — eine Sache, zu der ich eben keinen Beruf hatte — und über den andern Punct sagte er mir, daß es bloß an einer Formalität läge, einer Supplik nämlich an den Landgrafen. Die Art, mit der alles das gesagt war, ließ mich nun nicht den geringsten Zweifel in die völlige Gewißheit setzen. Ich machte meine Supplik, schickte sie an den Geheimenrath von Heß, und erwartete, wie sich das alles fügen würde. Februar, März, April und ein großer Theil vom May verstrichen.[315] Endlich kam die Nachricht. Man hatte, auf Befehl von Darmstadt, erst in Gießen ein Langes und Breites votirt, und nachdem man sich satt votirt, eine Jenaische Recension meines Pastor-Amors, die der Himmel besser kennt als ich, nach Darmstadt geschickt; wo denn der Herr von Moser nach dieser Recension mit Räthen und allen beschlossen hatte, daß mein Gesuch nicht statt habe. Diese demüthige Supplicantenrolle, wozu ich ganz ohne meine Schuld gerathen war, dünkte mich in der That das lächerlichste, was ich je erlebt hatte. Auch schrieb ich sogleich an einen Freund in Gießen den drolligsten

Brief darüber<sup>41</sup>, eben so wie meinem Gleim, dem ich keine erwünschtere Nachricht hätte schreiben können. Doch der hinkende Bote kam nach: eh' ich mich's versah, stand die Nachricht, daß ich einen Ruf als Professor nach Gießen erhalten, in verschiedenen Zeitungen. Nunmehr ärgert' ich mich in der That, und vielleicht ernstlicher, als eine solche Kleinigkeit es verdiente.

Auf diese Art drängten sich von Stunde zu Stunde immer neue Verdrüßlichkeiten zu, unter denen die noch immer nachhaltende Hungersnoth in der Lausitz und das damit verknüpfte Elend meiner Aeltern nicht die kleinsten waren<sup>42</sup>.

Mitten unter diesem vielfachen Verdrusse verfertigt' ich indeß meinen sechsten Brief<sup>43</sup> über die Erziehung des Dichters, den der siebente fortsetzen sollte. Mit Fleiß wählt' ich eine Materie, die bey ihrer Ernsthaftigkeit durch das sanfte Thema gemäßigt wurde.

Er war noch nicht abgedruckt, als mein Gleim wieder eintraf.' Der Himmel hatte meinen Wunsch erhört, bis zu seiner Ankunft mich vor einer Niederlage zu bewahren. Und nun, schon in der zweiten Nacht nach seiner Ankunft, überfiel mich auf einmal wieder mein Blutauswurf. Durch die Vorsicht meines Arztes, des hiesigen Herrn Doctors Fritze<sup>44</sup>, fand ich mich zwar in weniger als drey Wochen wieder so weit hergestellt,

---

<sup>41</sup> Aus diesem Briefe theilt Christian Heinrich Schmid, an welchen er gerichtet war, folgende Stelle mit: „Michaelis ist das Unstät- und Flüchtigkeit gewohnt, und vielleicht hat sich ein guter Dämon der Sache angenommen, daß er desto ungebundener leben kann. Die Freiheit macht unser Glück und besonders das Glück eines Satyrenschreibers. Vielleicht hat auch ein guter Stern über die dortige Gegend gewacht und nur die preußischen Lande mit mir heimzusuchen beschlossen.“

<sup>42</sup> Die Noth dauerte mehrere Jahre; am 14. Februar 1773 schreibt der alte Michaelis an Gleim: „diesen ganzen Winter sind trockne Erbsen unser Labsal gewesen, die Theuerung läßt nicht nach, oftmals viele Tage keinen Bissen Brot.“

<http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567800>

Dazu kamen elementare Unfälle: Ein grausamer Sturmwind folgte, welcher in „1/2 Stunde unsere schönen und bei Menschengedenken nicht so reichlich gesegneten Felder mit entsetzlichem Hagel und Schloßen so verwüstete, daß sich ein Stein über uns erbarmen möchte. Häuser und Scheunen wurden umgestürzt; das schöne Getreide, unsere Hoffnung wohlfeiler Zeiten, wurde nicht nieder, sondern aus dem Boden herausgeschmissen, daß man an den meisten Orten nichts sieht als zerhacktes Stroh und überschlemmte Wiesen. Vier bis fünf Ellen dicke Bäume hat es aus der Erde gerissen, Menschen und Vieh erstaunend beschädigt, Vögel, Hasen, Füchse todt geschlagen; in Heynewalde hat es ein paar vor einen Wagen gespannte Pferde scheu gemacht, welche gestern noch nicht sind gefunden worden, da es doch der 3. Tag ist. Kurz unsere Felder sind eine Wüste und der Schade, so an Heu, Bäumen und Fenstern geschehen ist, nicht zu beschreiben. Man rechnet einen Strich Landes von 20 Meilen, welcher verwüstet ist, nämlich von Böhmisch-Leipa über Zittau, Görlitz, Lauban nach Schlesien. Gott erbarme sich über uns alle!“ 23. Juni 73.

<http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567835>

„Drei entsetzliche Feinde haben wieder uns gestritten, entsetzliche Kälte, Sturm und Wasserfluthen.“ 14.

4. 75. <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567932>

„Er starb! Ach seines Todes Schuld  
War nicht, daß ihn der Mangel drückte;  
Denn dieß ertrug er mit Geduld.  
Was dreißig Jahre vor der Zeit  
Ihn nach und nach in Gram erstickte,  
War seiner Aeltern Dürftigkeit.“

Göckingk.

<sup>43</sup> Er erschien am 9. Juni 1772.

<sup>44</sup> An ihn ist eins von Michaelis' letzten Gedichten gerichtet; Fritze hatte den Dichter mit Anderen im August 1772 zum Abendessen eingeladen; dieser entschuldigte sein Ausbleiben mit folgenden Zeilen:

Ihr Herren, die ihr jetzt beim Mahl  
Von tausend duftenden Gerüchten (sic)  
Vergnügt seid wie im Himmelssaal  
Mit Weibern, Kindern und Nichten,  
Ich bitt' Euch, habt Barmherzigkeit  
Mit einem armen Kranken!  
Er wird's Euch einst mit Fröhlichkeit  
Durch frische Lungen danken;  
Und bittet den Beelzebub

daß ich bereits ziemliche Promenaden vornehmen, meinen sechsten Brief mit Beyhülfe einiger Freunde an meine Interessenten absenden, kurz, mir zu einer baldigen Besserung Hoffnung machen konnte; allein ein unglücklicher Einfall, in dem Garten meines Gleims die Molkencur gebrauchen zu wollen, einem Garten, der rund um mit Wasser umgeben ist, — dieser unglückliche Einfall zog mir auf einmal die sichtliche Hektik zu. Ich begab mich wieder in die Stadt, unterwarf mich der strengsten Diät, und nun wurden dem Anschein nach meine Umstände von Tage zu Tage besser. Allein, wie es geht, selten war dies Glück von langer Dauer, und bald dieser bald jener Zufall setzte mich, wann ich am sichersten war, wieder einige Stufen in meinen Hoffnungen zurück. Um indeß doch in etwas die Zeit zu nützen — da mein Kopf zu meinen eigentlichen Geschäften ganz unvermögend war — und dann auch, um selbst in meiner Autorschaft mich auf alle Fälle zu schicken, schrieb ich in den Stunden die mir sogar zu dieser mechanischen Arbeit meine Krankheit selten genug verstattete, die wenigen ungedruckten Kleinigkeiten ab, die ich noch besaß, und theilte sie zwischen dem Leipziger und Göttinger Almanach<sup>45</sup>. Dann kam die Reihe an meine sämmtlichen seit 1770 in die Almanache und andre Schriften zerstreuten Gedichte. Ich schrieb diejenigen, die ich, außer dem Mangel der Feile, welchem ich in gegenwärtigen Umständen nicht abhelfen konnte, für die hielt, die ich allenfalls — aber auch diese allein — für die meinigen erkennen könnte, diese schrieb ich zusammen. Von meinen Kinderfabeln brachte ich gleichfalls die correctesten [316] in's Reine, obgleich auch diesen unendlich viel zu dem fehlt, was sie unter der Feile noch werden sollten. Endlich, auf Ihre Ermunterung, ging ich an mein Leben, dessen kleine Schicksale ich Ihnen mit eben der Offenheit und Treue mittheile, als hätte ich über jeden Punct desselben gerichtliches Verhör zu befürchten<sup>46</sup>.

---

Mit seinem großen Fliegentrupp,  
Daß er bei mir nicht länger hause,  
Zu eurem süßen Abendschmause.  
Denn Eure Hände sind gesund;  
Auch plappert Eurer Frauen Mund:  
Die Fliegen werden sich schon trollen.  
Mir leider aber spielen sie,  
Und das zwar ohne große Müh,  
Aus meiner Nase, wie sie wollen.

Frau Dr. Fritze behielt das Gedicht im Gedächtniß und erlaubte später Klamer Schmidt es zu publicieren.

<sup>45</sup> Brief von Michaelis an einen der Herausgeber des Leipziger Musenalmanachs unter dem 7. August 1772: „Hier haben Sie Alles, was ich Ihnen zum Almanach liefern kann. Etwas Weniges habe ich nach Göttingen schicken müssen, weil sich Herr Bode seit Jahr und Tag ungemein freundschaftlich gegen mich bezeugt und mir wirklich einige, reelle Dienste gethan hat. Nunmehr habe ich Alles ausgetheilt, was ich noch besitze, und wenn ich sterbe, darf sich keiner auf vier Zeilen, die er ungedruckt findet, Rechnung machen.“

<sup>46</sup> Bald nach der Niederschrift dieser Lebensbeschreibung starb Michaelis. Gleim berichtet es unter dem 30. September 1772 an Lessing: „Diesen Nachmittag um ein Uhr ist unser Michaelis, nachdem er an der Schwindsucht und an einem Lungengeschwür beinahe ein Vierteljahr sehr krank gewesen war, in die Ewigkeit gegangen. Ihnen, mein liebster Lessing, melde ich es noch heute; denn Sie waren sein Beförderer. Sie kannten sein Genie und stimmen in meine Klagen. Lassen Sie doch den Braunschweigischen Freunden seiner monatlichen Briefe Nachricht davon geben, damit sie die Fortsetzung derselben nicht noch länger erwarten; denn in drei Monaten der Krankheit haben sie schon darauf gewartet. Er hatte Hoffnung bis in die letzte Stunde seines Lebens und dachte noch immer seine Briefschuld abzutragen. Mit weniger anstrengender Arbeit hat er sich während seiner Krankheit täglich beschäftigt; seine Kinderfabeln sind der letzte Nachlaß seines vortrefflichen Genies, das, wenn es zur Reife gekommen wäre, sein Vaterland zuverlässig mit vollkommenen Werken bereichert hätte. Noch war er ein Jüngling und einer, der die Ungeheuer Hypochondrie und Armuth, ich meine den äußersten Punkt derselben, zu bekämpfen hatte; wie manches originelle Product haben wir nicht dennoch von ihm! Im Junius dieses Jahres ließ er, während meiner Abwesenheit zu Berlin, einen meiner Anverwandten Namens Jähns (vergl. Anmerkung 14), der mit ihm von gleichem Alter war und von nicht minderm Genie — diesen, der an der dießjährigen epidemischen Krankheit gestorben war, ließ er begraben. Bald darauf wurde er krank. Seine Grabstätte bekommt er neben seinem Jähns, und wer weiß, ob Ihr Gleim nicht auch bald zu seinen Vätern dahin versammelt wird. Indeß bin ich Willens den [333] beiden jungen Dichtern Jähns und Michaelis (einige poetische Stücke von Jähns hat Michaelis nach des erstem Tode gesammelt und, wie ich höre, zum Druck nach Leipzig geschickt), ich bin Willens ihnen ein Denkmal setzen zu lassen und wünsche, daß mein Lessing die Grabschrift machen wollte. Sie bekommen beide nur einen Stein.“ Ueber die Ausführung sagt Körte: „Gleim ließ ihn auf dem Friedhof der Domkirche neben Jähns bestatten. Beiden gab er ein gemeinsames Denkmal am südlichen Portale des Doms.“ Der weiteren Schicksale des Grabes aber gedenkt Klamer Schmidt (a. a. O.): „Seine Asche ruht neben der



---

seines Freundes Jähns auf dem Friedhofe, der nun (1796) seit mehreren Jahren, da die Leichen der Gemeinde außer der Stadt begraben werden, sich in einen Garten verwandelt hat. Das Grab selbst ist nicht mehr zu sehen; aber über ihm sproßen junge Gemüsepflanzen, blüht manche lachende Blume, ein Zudeck, der seinem Geiste, wenn er irgend von dem kleinen Planeten noch Kenntniß nehmen sollte, schon recht sein wird." —

Der leipziger Musenalmanach, der in den Jahrgängen 1770—1773 vielfache Beiträge von Michaelis und Recensionen seiner Schriften (1771 Seite 101 über „die Schatten“, 1772 S. 139 über „Pastor Amor“, 1773 Seite 59 über „Operetten“, 1773 Seite 106 über „poetische Briefe“) enthält, brachte 1773 Seite 142 auch einen längeren Nekrolog seines Mitarbeiters, in welchem besonders eine briefliche Auslassung des Dichters über seinen Lebensplan interessant ist: „Ich fange mit dem neuen Jahre an jährlich sechs Satyren herauszugeben. Dieß setze ich bis in mein dreißigstes Jahr fort: macht zusammen 30 Satyren. Sobald als möglich ende ich inzwischen meinen zweiten Theil der Operetten, meinen Aeneas und meine Kinderfabeln, damit ich alles mir wegschaffe, was von solchen Kleinigkeiten noch da ist und nicht zu meiner eigentlichen Bestimmung gehört. Den Raum von meinem 30. bis in mein 40. Jahr habe ich zwei großen satyrischen Gedichten bestimmt. Diese sollen mein Schwanengesang sein. Mein 40. bis 50. Jahr habe ich zur Verbesserung meiner sämmtlichen Gedichte bestimmt. Ich darf zwar vielleicht ein solches Alter nicht hoffen; indeß soviel der Himmel will. Soviel aber bleibt festgesetzt, daß ich nach meinem 40. Jahre keine Zeile mehr schreibe. Ich werde während dieser Zeit meine Umstände so unabhängig zu machen suchen als möglich. Kann ich ein Amt vermeiden und doch soviel erwerben, daß ich ehrlich leben und für mein Alter etwas zurücklegen kann, so werde ich es außerordentlich zu betreiben suchen. Armuth war die Freundin meiner Kindheit; auch in meinem Alter will ich sie nicht ganz verstoßen.“ — Viele gleichzeitige und spätere Dichter haben den frühverstorbenen Bruder gefeiert; außer Kretschmann, Göcking (an fünf Stellen), Klamer Schmidt und Meißner, die bereits erwähnt wurden, sind noch zu nennen Voß, Curie (?), Sangerhausen, Gleim, sämmtlich abgedruckt bei Chr. H. Schmid in der Vorrede, Seite 49 — 63. Dann noch ein Anonymus im leipziger Musenalmanach 1773 S. 182 und Sander in Kopenhagen, der 1773 an Michaelis Grabe ein von Klamer Schmidt publiciertes Lied dichtete.

Michaelis' Aeltern waren seit der Beschießung Zittaus gänzlich verarmt. Von 16 — 18000 Thalern, so klagt der Vater, waren ihm nach Abwicklung seines Banquerots 45 Thaler in schlechtem Gelde gezahlt worden. Er schiebt die Schuld davon auf die Behörden: „Das Zittauer Rathhaus wimmelt von nichts als Rabulisten und Blutegeln; wehe dem, der in ihre Hände kommt; ich habe es erfahren. Ich danke Gott, daß ich Alles habe schwinden lassen und mich aus ihren Klauen gerissen.“ Brief vom 18. März 1776. Fassen wir alles zusammen, was die zittauer Kauf- und Kirchenbücher, die Autobiographie und die Briefe an einschlägigen Notizen enthalten, so ergiebt sich folgende Geschichte des michaelis'schen Hauses: Am 28. Februar 1744 kauft der Vater, damals bereits verheiratet, das Haus in der Globengasse. 1757 wird es eingeschossen; 1758 erscheint er als Besitzer noch einer benachbarten Brandstelle (Kaufurk. vom 14. Juni. Preis 240 Thl.). In die Mitte der 60er Jahre fällt die in der Biographie geschilderte Katastrophe, in Folge deren die Familie aufs Land (Oderwitz) flüchtet. Trotzdem unterstützten die Aeltern damals das Studium ihres Benjamin; „unser seliger [334] Sohn kostete uns in Leipzig.“ Am 8. September 1769 gehen beide Grundstücke in den Besitz des Acciseinspectors Arnold über. Der Vater heißt hier „Handelsmann zu Oberoderwitz.“ Preis 800 Thl. und „10 Thl. für Jungfer Tochter Christians Dorodea Michaelisin anstatt des üblichen Schlüsselgeldes. Als Beilaß eine holtzerne Mandel.“ Von Hamburg aus schickte der Sohn einmal 20 Thl. durch den Buchhändler Crusius an seine Aeltern. Diese wohnten seit 1770 in Leutersdorf; 1771 beginnt der Briefwechsel mit Gleim, der auch den Tod des Sohnes dorthin meldet und die Familie von da an mit Geld und Rath unterstützt. Er machte der Schwester seines jungen Freundes Hoffnung aus eine Stiftsstelle und gab zu ihrem Besten einige Gedichte heraus (Brief Gleims an Lessing vom 19. Mai 1773). Unter dem 24. August 73 quitiert das Mädchen, das wir bei dieser Gelegenheit als „gesund und frisch, sehr wohl gebildet und recht gut aussehend“ kennen lernen, über 20 Thl. Erlös aus den Gedichten. Ihr Bruder hatte sie „als seine Seele geliebt;“ ihre Gutmüthigkeit war so groß, daß sie nach dem Ausdrucke ihres Vaters „Holz auf sich hacken ließe.“ 1774 verheiratete sie sich an dm Goldarbeiter Krause in Leutersdorf, was eine Quelle vielen Aergers für die Aeltern wurde. In den Briefen des alten Michaelis an Gleim erscheint der Schwiegersohn in einem solchen Lichte („eigennützig und grob“), daß Gleim gegen etwaige spätere Forderungen desselben an das Erbe und den Nachlaß seines Schwagers sich auf jede Weise zu decken suchte und die reichlichen Geldunterstützungen, die er nach Leutersdorf abgehen ließ, immer unter der Form von Vorschußzahlungen gegen Quittung gewährte. Bemerkenswerth ist die Gutmüthigkeit, mit der Gleim nicht nur auf die zahlreichen Bittbriefe des alten Michaelis immer wieder von Zeit zu Zeit Geld schickte, sondern auch auf die Interessen des alten Mannes einging und an den Ereignissen in Leutersdorf Antheil nahm. So beantwortete er die obenerwähnte Mittheilung über den erlittenen Vermögensverlust und die Erzählung von einer angeblichen lieblosen Aeüßerung des damaligen Ortpfarrers mit folgendem Briefe:

„Halberstadt, 6. Januar

---

Um Gottes Willen, bester Mann, für 18000 Thaler 45, und wohl nicht einmal soviel. Die Blutigel haben einen Theil noch weggenommen. O ich bitte, sagen Sie mir doch die näheren Umstände, daß man, wo nicht ehender, doch nach Ihrem Tode, wenn Sie den ehrlichen Mann nicht mehr verfolgen können, sie, die Blutigel, beim menschlichen Geschlechte öffentlich verklagt, und zum besten der Nachwelt mit dieser Klage etwas Gutes stiften kann. Auch bitte ich, den Gerne — Papst Ihres Orts, welcher mit den armen Leuten, die seine Gebühren nicht ihm bezahlen können, die hohlen Wege füllen will, mir namentlich bekannt zu machen, damit ich Ihnen bei Gelegenheit, die Ihnen und den Ihrigen keinen Schaden zufügen soll, den Bösewicht zur Besinnung bringen könne. Zu Zittau wohnt Herr Advokat Kretschmann. Dieser war des seligen Freundes vertrautester Freund. Könnte denn der den ehrlichen, unglücklichen Mann gegen die Blutigel nicht beschützen? Ich bitte, schreiben Sie mir doch Alles offenherzig, wie Sie es gewohnt sind. Ich will mit Klugheit etwas davon in das Leben des seligen Freundes einfließen lassen, oder in Anmerkungen unter dasselbe mit entflechten.

Gott gebe, mein lieber Herr Michaelis, daß Sie den Rest ihres Lebens nur erträglich in Ruhe der Seele hinbringen mögen. Das ist mein Wunsch zum neuen Jahr. Ihrer Frau Liebsten und lieben Tochter empfehle mich und bin beständig

Ihr

Gleim.“

[335] Am 19. Januar 1777 starb der Vater Michaelis. Seine Wittwe empfing noch 1785, 1793, 1799 und 1802 Unterstützungen von Gleim. 1803 starb sie; bald nachher die Tochter. Krause verheiratete sich wieder und starb bald; aber auch seine Wittve ging eine zweite Ehe ein, welcher ein noch jetzt in Leutersdorf lebender angesehener Fabrikant als erster Sohn entstammt. Er bezeichnet das Haus Mittelleutersdorf Nr. 31 als die letzte Wohnung der alten Michaelis, erinnert sich auch, daß sie ihm als eine stattliche Frau geschildert wurde und daß sie durch kleine Eigenheiten, die sie als Ausländerin (Regensburg) kennzeichneten, in der Erinnerung der Dorfbewohner fortlebte. Diese Ermittlungen verdanke ich der Freundlichkeit des jetzigen Herrn Orts Pfarrers.

[2017: Zur besseren Lesbarkeit sind die Anmerkungen anders als im Original unten auf der Seite angeordnet. Einzelne Anmerkungen sind allerdings so lang, dass sie erst am Ende gebracht werden können.]

Anhang 1

Leipzig, 21. Jenner 1769.<sup>47</sup>

Mein theuerster Gönner!

Wie schwer wird mir dieser Brief! Hören Sie die Geschichte meines Lebens von Ostern bis jetzt und dann urtheilen Sie, ob ich noch Ihre Verzeihung verdiene. Vieles Sitzen und andere Vergehungen wider die Diät nebst einem heimlichen Kummer hatten mich nach und nach zur Hypochondrie disponirt, die den letzten Ostertag unter den gewaltsamsten Krämpfungen ausbrach. Man verzweifelte an meinem Aufkommen. Mein Vater kam nach Leipzig und holte mich in dem elendsten Zustande nach meinem Vaterlande ab. Hier brachte ich den Sommer und einen Theil des Herbstes in einer steten Todesangst und völligen Unthätigkeit auf dem Lande mit Bewegung und Kur zu. Im October ging ich wieder nach Leipzig. Das erste, was ich erfuhr, war Ihr Brief, den der Herr Professor Oeser bereits zurückgeschickt, und die Nachricht der kleinen Mißhelligkeit, die deswegen unter Ihnen, meine Theuersten, entstand. Diese Nachricht machte mich unendlich bestürzt. Meine Hypochondrie vermehrte meine Bestürzung und ich entschloß mich Ihnen, mein theuerster Gönner, nie mehr weder schriftlich noch mündlich unter die [320] Augen zu gehen, da ich mich als die einzige Ursache dieses Mißverständes unter zwei mir so schätzbaren Personen anklagen mußte. Nichts als Ihr Brief, durch meinen lieben Schmid, dieser beschämende Brief, war im Stande diesen Entschluß zu unterbrechen. Aber mein Th., wie schwer wird es mir, wie gedemüthigt bin ich. Unser liebster Oeser wußte zwar meinen Haupt-Aufenthalt, aber mein langes Stillschweigen und die Zweifelhaftigkeit über mein Leben und Tod hatte ihn in der That in die Ungewißheit versetzt, die den Mißverstand unter Ihnen verursachte, da ich nicht im Stande war eine halbe Seite Zeitungen zu lesen, geschweige an Jemand zu schreiben. Ich war also wieder in Leipzig, zwar nicht mehr so heftig, aber noch immer sehr krank. Ich fing wieder an meine Collegien zu besuchen. Auf einmal vermehrten dieselben durch die stete Unterhaltung mit Krankheiten meine Hypochondrie. Ich hatte alle an mir, und die ich nicht hatte, konnten kommen. In diesen verzweiflungsvollen Umständen war alle Hilfe verloren. Umsonst versuchte ich Zwang, Gewohnheit, Vernunft und Ueberredung, ich war und blieb ein eingebildeter Kranker. Endlich entschloß ich mich die Medizin aufzugeben, auf mein Stipendium zu resigniren und einen neuen Plan meines Lebens zu machen. Dies geschah den 7. December. O wie glücklich war ich in diesem Augenblick! glücklicher durch Verlust als durch alle Reichthümer der Welt. Das erste, wozu ich die wenig Stunden, die selbst jetzt noch mir meine Krankheit erlaubte, anwendete, war eine Revision der poetischen Kleinigkeiten, die ich seit hero aufgesetzt, und die ich, wills Gott, auf Ostern unter dem Titel „einzelne Gedichte“ herauszugeben gedenke.

Hier, mein Theuerster, haben Sie die kurze Geschichte des vorigen Jahres, eines für mich so jammervollen und wichtigen Jahres. Für die Zukunft mag Gott sorgen. Mein Plan ist indessen dieser, noch einige Jahre in Leipzig zu studiren und alsdann, wenn es möglich, als Philolog mein Glück auf Academien zu suchen. Herr Professor Gellert hat mir indessen zu einer Hofmeisterstelle Hoffnung gemacht. Und nun mein edelmüthiger Gönner, können Sie mir verzeihen? und darf ich als einen Beweis ihrer Nachsicht um die Erlaubniß ansuchen, Ihnen meine einzelnen Gedichte zu widmen? Sie enthalten außer kleineren lyrischen und epigrammatischen Stücken zwei komische Opern, verschiedene poetische Satiren und Briefe, den Anfang des Versuchs einer Phänomenogonie in vier Erzählungen und bergt

Für das Geschenk Ihres hochwürdigen Domcapitels statt ich Ihnen meinen unterthänigsten Dank ab. Ich werde mich bemühen es nach der Absicht dieser großen Beförderer meines Glücks und meiner Studien anzuwenden. Ihnen, mein Th., darf ich nicht danken. Empfehlen sie mich, wenn ich bitten darf, Ihrem Jacobi. Ich habe die Ehre gehabt, ihm diesen Herbst in Halle meine Aufwartung zu machen und würde es mit Entzücken schriftlich selbst thun, wenn ich ihn nicht zu beleidigen fürchtete. Indessen habe ich mit aller ersinnlicher Hochachtung die Ehre zu sein, mein th. Gönner,

Ihr

gehorsamster Diener

Johann Benjamin Michaelis

étudiant en philologie

auf dem Pauliner Collegio, dem gelben Tabulat No. 15.

---

<sup>47</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567509>

Hamburg, 19. May 1770.<sup>48</sup>

Bester vortrefflichster Mann!

Tausend Küsse von Ihrem Michaelis und tausend Dank für acht göttliche Tage, die Sie mir in Halberstadt gemacht. Heut das erste Mal schöpfe ich einen Augenblick Lust, in solche Geschäfte bin ich durch meinen Unstern gestürzt worden, durch meinen Unstern sage ich, denn Wasser und Brot sollte mir an einem jeden Orte lieber sein als hier alles Wohlleben, unter dem ich fast ersticke. Essen und Spielen ist hier das Einzige, was man findet und nur ein Koch oder Kartenmacher kann in Hamburg beliebt werden. Wenn sie alle die Cabalen wüßten, unter denen Ihr armer Michaelis seufzen muß in Hamburg, gewiß, Sie würden mich bedauern. Wittenberg speit Feuer und Flamme, alle Stadt-Klatschen sind zusammen gebannt, mich zu quälen, alle Künste, alles Gefühl des Schönen ist für den meisten Theil dieser fatalen Stadt verloren. Der Curialstil hat hier sein ehernes Reich. Durch tausend dicke Wände muß man dringen, um einen einzigen vernünftigen Gedanken haben zu dürfen. Sorglosigkeit gegen alle Künste ist der Abgott, bei dem Jung und Alt schwört, kurz, es ist der unglücklichste Ort, den ich zu meiner Retirade finden konnte. Hier und da ein Vernünftiger, aber wie die Jünger bei verschlossenen Thüren aus Furcht „für den Juden“. Komm' her mein Satyr, hier soll deine Ernte blühen, und wenn man die Künste nicht lieben will, wenigstens vor ihnen zittern. An einem Orte, wo ein Bach die Verachtung, die allgemeine Verachtung sein kann, muß kein guter Kopf gefallen wollen. Indem voll Grimm über meine unglückliche Situation vergesse ich Ihnen meinen Dank für Ihr freundliches Lied und ihren allerliebsten Brief abzustatten. Sie werden bereits das Erste in dem Correspondenten gefunden haben. Verlassen sie mich ja nicht, mein Bester, mit ihren Beiträgen. Auf den Montag lasse [324] ich eine Kritik über ihre Sinngedichte einrücken; meine ganze Ueberzeugung und all meine Liebe spricht aus jeder Zeile.

Was macht unser Jacobi? Hat er noch den Einfall, auf Hamburgs Kosten unserem Hagedorn ein Monument zu errichten. Wenn er mit Rindfleisch gehandelt hätte oder Pasteten gebacken, so würden die Schwierigkeiten nicht groß sein, aber so — sit illi terra levis.

Lessing — ich habe es erst hier erfahren, ist die unverschuldete Ursache meines Elends. Er hat mich empfohlen; einem Mann wie ihm kann jeder Ort gefallen; der Gesellschafter konnte erlangen, was man dem Schriftsteller versagte. Ich habe ihm in Braunschweig ihren Brief übergeben.

Empfehlen Sie mich meiner lieben Mama (damit ist wohl Gleims Nichte und Haushälterin, die oft genannte Gleminde, gemeint), dem Herrn von Rochov, dem Herrn von Schlaberndorf, dem Herrn Landsyndikus und seiner Familie und dem Herrn, den ich so oft mit Ihnen in der Gesellschaft des Herrn von Schlaberndorf gesehen habe, dessen Name mir aber unglücklicher Weise nicht im Augenblick beifallen will, allen meinen Freunden. Ich küsse Sie tausendmal in Gedanken

ganz Ihr aufrichtiger

Michaelis.

Postscr. Meine Schulden drücken mich schwer, aber meine erste Einnahme soll mich bei Ihnen abfinden. Professor Ebert und Professor Schmidt haben mir in Braunschweig einen sehr angenehmen Tag gemacht.

Hamburg, 19. Juni 1770.<sup>49</sup>

Mein einziger Freund!

Ich schreibe Ihnen diesen Brief in einem Anfall von Verzweiflung. Um Gottes Willen retten sie mich aus einer Situation, die noch mein Leben kostet, denn mein Glück und meine Gesundheit sind dahin! Den niederträchtigsten Cabalen bin ich hier preisgegeben. Alle Versprechungen, alle mir so schön vorgemalten Aussichten waren ein bloßer Fallstrick, in den ich armes, unschuldiges Kind mit offenen Armen eilte, und das über mir zusammenschlug; und selbst jetzt, indem man mir den Hals gleichsam zuschnürt, sucht man mich mit Schmeicheleien zu täuschen. Aber Gott Lob, ich kenne nunmehr Hamburgs Tücke. Nicht über 3 Zeilen bin ich in meiner Zeitung Herr. Zu den elendsten Scharteken derer, an deren Stelle ich gerufen wurde, soll ich meinen Namen geben. Hinterlistigerweise unterdrückt man selbst meine Rechtfertigung vor

---

<sup>48</sup> 2017: Datum korrigiert nach Brief und Gleimhaus 19. May 1770, statt März.  
<http://www.digishelf.de/piresolver?id=67656755X>

<sup>49</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676567568>

dem Publika. Ich halte es nicht länger aus. Zeigen Sie mir einen Ausweg; ich hoffe zu Gott, daß Sie mich nicht verlassen werden. Aus der glücklichsten Situation, die ich je finden konnte, komme ich in dieses Meer von Elend. Ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig. Tausend Thränen begleiten jede Zeile, die ich schreibe, Gott vergebe es meinen Peinigern. Ich habe Niemand verdrängt und ich habe ihnen schon zweimal die Hand geboten, um wieder glücklich zu sein.

Schreiben Sie mir mit der nächsten Post wenigstens einen Trost, wenn Sie keine Hilfe wissen. Ich umarme Sie tausendmal, Gott stehe mir bei!

Ich bin Ihr

Michaelis.

[325] Postscr. Ebeling hat Lessingen meinen Verdruß geschrieben. Seine Empfehlung hat mich in dies Unglück gebracht. Vielleicht reißt mich seine Großmuth wieder heraus. Er glaubte mich glücklich zu machen. Vielleicht kann er es. Ein Kerker und trockenes Brod sind noch gegen mich Wohlthaten, und müßte sie mir keine Schandthat erkaufen, so würde ich sie wählen.

5. Juli.

Bereits vor 3 Wochen wollte ich diesen Brief an Sie abschicken. Neue Schmeicheleien, die man mir erwies, hemmten seinen Abgang. Jetzt ist das Ungewitter auf einmal losgebrochen. Man hat mich sowie meinen Vorgänger hinter's Sicht geführt und ich habe meinen Abschied. Meine Reiseunkosten, meine Equipirung ist umsonst. Aus dem beneidungswürdigsten Zustande und aus allen Connexionen bin ich gerissen. Gott vergebe ihnen diese Niederträchtigkeit. Bei Allem, was Ihnen heilig ist, mein Vater, schreiben Sie mir mit der nächsten Post. Bis zu Michaeli soll ich noch die gelehrten Artikel besorgen. Wissen Sie einen Vorschlag, so beschleunigen Sie eine frühere Trennung. Gott segne Sie und tröste mich. Ich kann nicht mehr schreiben. Verschweigen Sie noch zur Zeit gegen Jedermann den Inhalt dieses Briefes.

Darauf antwortete Gleim am 15. Juli 1770:

Halberstadt, 15. Juli 70.<sup>50</sup>

Heute noch nicht einmal ist ein einziges Viertheil Stündchen mir übrig, mit meinem Michaelis von seinem Schicksal zu sprechen. Hart und unerträglich muß es sein, seine Klagen wären sonst wahrlich nicht in solchem Tone. Mein ganzes Herz hat er damit erschüttert. Was für Bösewichter sind es, die meinen Freund zu Tode quälen wollen? Nennen sie mir die Ungeheuer, bester Freund, damit ich aus ihren Klauen Sie befreien kann, aus den Klauen des Adlers ein Täubchen, denn so ganz ohne Falsch wie ein Täubchen dünkt mir mein Michaelis. Und Bösewichter müssen es sein, die soviel Böses ihm in den Weg legen. Ist Herr Ebeling nicht ihr Freund, nicht Herr Bode, nicht Alberti? diese drei Hamburger kenne ich als solche, daß ich von ihnen glauben muß, sie würden sich ein Vergnügen machen, in den Umständen, in welchen Sie sich befinden, Ihnen zu rathen, Ihre Feinde zu besänftigen, Ihnen Freunde zu gewinnen. Und dann haben Sie nicht den guten Dusch in Altona? Gut muß er sein. Als ich vor 4 Jahren zu Göttingen ihn sah, da sah ich einen Mann, wie die sanfte Güte selber gebildet werden müßte. Wär er der Mann nicht mehr, so hätte die Kunstricherei, das Handwerk, das die besten Herzen verdorbt, auch ihn verdorben; der Streit mit Wittenberg und den Berlinern hat ihn zu einem Menschenfeind gemacht.

Zu Ihnen, mein liebster Herr Michaelis, hätte ich das Vertrauen, Sie würden unsern Kunstrichtern Exempel sein, Sie würden zu keiner Fahne schwören, Sie würden der entehrten Kritik ihre Würde wiedergeben. Umsonst, wenn Sie des übernommenen Amtes so bald überdrüssig werden, wenn Sie den Tigern und Wölfen, unter welche sie allzu gutmüthig sich begeben haben, bei Zeiten sich zu entrinnen genöthigt sehen. Ihren Vorgänger, Herrn Wittenberg, kenne ich nicht; in dem Streite mit Dusch war [326] er viel zu heftig. Im Briefe an Jakobi schien er mir ein guter sanfter Mann zu sein, der es mit den Wissenschaften ehrlich meinte. Man urtheilt leicht falsch, wenn man dem Object nicht in die Augen sehen kann. Wozu soll ich Ihnen rathen? Ich weiß nichts Besseres, als einen Ort zu verlassen, der so wenig für einen Michaelis gemacht ist; seinen Aufenthalt recht eigentlich an einem Orte zu nehmen, der einem satirischen Geist Stoff genug geben könnte, das wäre den Ruhm eines Satirikers theuer erkaufte. Bleiben Sie, wenn Sie ohne Nachtheil für Ihre Gesundheit so lange aushalten können, bis Michaeli; wo nicht, so brechen Sie kurz ab. Was werden Sie verlieren? Eine Kleinigkeit. Sie sind ein junger Mann; wenn Sie den gewöhnlichen Weg gehen wollen, und nichts Außerordentliches verlangen, so wird sich eine Versorgung für Sie leicht finden. Keinem meiner Freunde, am wenigsten mir selbst, ging's in den ersten Jahren, in welchen sie Glück zu

---

<sup>50</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676601413>

machen anfangen, nach Wunsch. Nur Geduld, mein lieber, junger feuriger Freund, es wird sich alles finden, und wenn Sie noch so wenig ihrem Dämon trauen. Hat er nicht schon Ihnen Freunde gegeben? und diese Freunde, werden sie es ertragen können, wenn es Ihnen übel geht? Müßten Sie auch Jahr und Tag auf eine andere Stelle warten, was wär's denn für ein großes Unglück? Ich wendete die Zeit noch recht zum Leben an. zum Leben für mich und für die Musen. Denn kömmt man erst in ein Amt, es sei auch, in was für eins es wolle, so bleibt uns allzuwenig Zeit dazu. Wenig vielleicht zum Trost für Sie ist alles dies, was ich da schwatze. Wahrlich, Freund, ich habe keine Zeit zu denken, ich habe nur welche zu schwatzen. Aber Sie sagten mir auch allzuwenig, um von Ihrer Situation urtheilen zu können. Man läßt Ihnen keine Freiheit. Machten Sie denn nicht gleich Anfangs die Bedingungen der Freiheit? Welcher ehrliche Mann kann von einem Buchhändler oder seiner Frau sich die Hände binden lassen, oder den Verstand in Ketten legen? Pfui, wenn der Hamburgische Correspondent solch ein Sklave sein muß! so soll mein Michaelis nicht sein. Ungeduldig bin ich, mein bester Freund, etwas Näheres von Ihrem Schicksal zu hören; alles, was ich Sie bitten kann, ist, sich zu beruhigen und Ihr Unglück für nicht größer anzusehen, als es ist. Und es ist wahrlich sehr klein, wenn es nichts weiter ist, als was Sie mir zunächst bereits entdeckten.

Ich bin, je unglücklicher Sie sich halten, desto mehr — .

### Anhang 3

Dazu schrieb Gleim folgenden Brief im Geiste, von Michaelis Vater:

Mein lieber Sohn.<sup>51</sup>

Da hab' ich Dir ein Petschaft stechen lassen; es ist nicht gut gerathen, wir hatten keinen guten Zeichner und keinen guten Stecher; du mußt vorlieb nehmen! Die Lorbeerzweige sind vom Nesselstrauch, der auf Deinen satirischen Geist anspielen soll, nicht genug zu unterscheiden. Wir wollens einmal besser machen, denn ich sähe gerne, wenn es unser Familien-Wappen würde. Mit Dir fängt es schon recht an, Deine liebe Mutter wollte weinen, als ich darüber gestern mit ihr sprach. Wir haben unsern Benjamin von Herzen lieb. Ich geb' ihm meinen väterlichen Segen für das neue Jahr! Der getreue Vater

Zittau, d. 12. December 1771.

Michaelis.

Aber auch der Brief, den Michaelis wirklicher Vater zum Jahresschluß, zugleich dem Geburtstag seines Sohnes, an diesen richtete, ist erhalten. Er lautet:

Zittau, 25. December 1771.<sup>52</sup>

Liebster Sohn!

Freilich war der Brief, den Du gestern empfangen, der Brief Deines Vaters, das Geschenk, das Du gestern empfangen, das Geschenk Deines Vaters, aber eines glücklicheren Vaters als ich. Wir haben nichts mit einander gemein als unsre Zärtlichkeit gegen Dich und ein edles Herz, und ich hoffe, dieses soll auf Dich forterben, wenn meine Bitten zu Gott nicht ganz umsonst sind.

Für Deinen satirischen Geist mögen die Nesseln so uneben nicht sein, aber die Lorbeeren, auf welchen sie stehen, gehören Deinem zweiten Vater und Dir nicht. Erwinnere Dich jederzeit, daß sie Dir nur geliehen sind, und gib sie Deinem Wohlthäter wieder so unbefleckt zurück, als Du sie empfangen hast.

Der Gedanke an Dein Grab, woran Dich dies Siegel, so oft Du siegelst, erinnert, sei so heiter als der Abend, an dem Du es empfindest. Bedenke daß alle Handlungen ihren Lohn haben und ein Tag kommt, wo Du von Deinem Talent Rechenschaft geben wirst, und mit Freuden geben kannst, wenn die Wahrheit auf Deiner Seite steht und auch nur ein Lasterhafter durch Dich gebessert wird.

Ehre kann Dir die Welt geben, und sie giebt sie manchem Nichtswürdigen, aber Frieden hast Du allein von Deinem Gewissen zu hoffen, und diesen erkaufen nicht Kronen. [331] Vielleicht bin ich bald am Ende meiner Wallfahrt, vielleicht eilst Du mir zur Ewigkeit voran. Was es auch sei, laß mich unbeschämt vor Deinem Grabe vorübergehen und auch meinen Schatten sich freuen, wenn er sagen kann: Dies war mein Sohn.

Solange Du aber noch lebst, solange segne Dich Gott mit jedem Glück der Seele, das Deine Lust zum Leben verlängern kann. Mit Freuden — Du kennst meine Liebe — mit Freuden setzte ich den Rest meiner Tage den Deinigen zu, wenn es Deinen Eifer verdoppelte, sie zum Glück der Welt anzuwenden, und Menschen — ihre Tage verschenken könnten. Ach vielleicht könnten wir beide sie verlieren, wenn ihr Verlust der Welt und unseren spätesten Enkeln einen Gleim zurückhielte und die Fürsten ihn hörten.

Zeige ihm diesen Brief. Warum sollte ein Vater vor dem andern Geheimnisse haben? Sage ihm, wie sehr ich Dich liebe, und laß ihn daraus schließen, was ich ihm schuldig bin. Er kennt zu schön die Stimme seines vortrefflichen Herzens, um das Herz eines Vaters zu verkennen. Ich bin ewig Dein

treuer Vater

Michaelis.

---

<sup>51</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676568041>

<sup>52</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=67656805X>

Gelegentlich der Erklärung des Goetheschen Liedes 'So ist der Held, der mir gefällt' führte Seuffert (Zeitschrift f. deutsch. Alterth. u. deutsche Litt. 26, 261) als Hauptzeugniss für Wielands feindselige Stellung zu den Anacreontikern dessen Artikel in der Erfurter gelehrten Zeitung an, worin Michaelis, daneben auch Gleim und Jacobi befehdet werden. Eine Untersuchung des Anlasses dieses Angriffs wird feststellen, ob er mit Recht als ein Beweis für ein dauerndes Zerwürfniss zwischen Wieland und den Anacreontikern angesehen werden kann. Die Sache verlangt es, ziemlich weit auszuholen. —

Sein ganzes Leben lang besass Gleim die Geschicklichkeit, überall, wo er weilte, einen Kreis von Freunden um sich zu sammeln, sie zu dichterischer Production anzuregen und seine Eigenart auf sie zu übertragen. So war es schon in Halle, wo Götz und Uz in Gemeinschaft mit ihm wetteifernd nach dem Kranze des deutschen Anacreons strebten, so war es in noch höherem Masse in Berlin, nachdem Gleim dorthin übersiedelt war. Neben Männern, die schon früher als Dichter aufgetreten waren, wie Pyra und Naumann, schlossen sich ihm die Officiere Kleist, Menzel, Adler, der junge Sulzer, der Mathematiker Maass, der Theologe Spalding an.

Spalding kam gegen Ende des Jahres 1745 als Secretär des schwedischen Gesandten nach Berlin und ward fünf Monate später mit Gleim bekannt. Wie stark er sich von diesem angezogen fühlte, ersieht man aus dem ersten erhaltenen Briefe (9. Mai 1746, Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim. Frankfurth und Leipzig 1771 S. 1), den er an Gleim richtete, und in dem er erklärte, dass die fünf Tage, da er Gleim nicht gesehen, ihm so lang dünkten, als die fünf Monate, die er in Berlin zugebracht, ehe er so glücklich geworden, jenen kennen zu lernen. Nur wenig [510] über ein Jahr währte das Zusammenleben beider. 1747 wurde Gleim als Secretär des Domcapitels nach Halberstadt berufen und Spalding kehrte in das väterliche Haus nach Triebsees zurück. Es entspann sich zwischen ihnen ein Briefwechsel, der, wenn auch nicht sehr eifrig gepflegt, doch bis ins Jahr 1763 fortwährte. Die Briefe Spaldings zeigen diesen, zumal in den ersten Jahren, als völligen Nachahmer der Gleimschen Manier. Breite Geschwätzigkeit, süßliche Schilderung alltäglicher Situationen, leeres Getändel von Mädchen und Amors füllen sie, sogar anacreontische Verse sind, damit kein typischer Zug dieser Art fehle, eingestreut (a. a. O. S. 3 f.). Am 8. März 1749 schreibt Spalding: 'Sie sind in Halberstadt nicht vergnügt. Gewiss fehlet Ihnen nichts als ein Mädchen. Nehmen Sie sich denn doch ein Mädchen!' Am 15. Juni 1749: 'Ich bin in des Grafen von Bohlen Hause, und mein Geschäft ist, des Tages eine Stunde eine artige Comtesse zum Abendmahl vorzubereiten. Warum ich das Beywort dazu gesetzt, weiss ich gar nicht. Es ist, wo ich nicht sehr irre, ein Flickwort, das hier ganz nicht zur Sache gehört.' Noch am 5. Februar 1751 will er sein Mädchen auf seinem Schosse Gleims Lieder singen lassen. Wie innig das Verhältniss blieb, sieht man daraus, dass 1750 Gleim für Spalding eine Berufung als Consistorialrath nach Halberstadt erwirkte, die dieser aber ablehnte, angeblich weil er glaubte, den Anforderungen der Stellung nicht gewachsen zu sein.

Allmählich werden die Briefe seltener. Nach dem vorletzten Spaldings vom 31. Januar 1757 tritt eine Pause von mehr als sechs Jahren in der Correspondenz ein, bis Gleim sie noch einmal aufnimmt und Spalding sie am 21. September 1763 beschliesst. Das Jahr darnach ward Spalding, der bis dahin Prediger in verschiedenen pommerschen Städten gewesen war, als Oberconsistorialrath, Probst und erster Prediger an der Nikolaikirche nach Berlin berufen. Ob nach dieser Zeit noch irgend welche Beziehungen zwischen Gleim und Spalding bestanden, lässt sich nicht feststellen: wahrscheinlich hat das freundschaftliche Verhältniss Spaldings zu den Schweizern (1763 weilten Lavater, Heinrich Füssli und Felix Hess eine Zeit lang bei ihm) erkältend [511] auf die Freundschaft mit Gleim und das Urtheil über dessen Dichtung eingewirkt.

Im Jahre 1771 gab Gleim die von Spalding an ihn gerichteten Briefe mit Ausnahme des letzten heraus. Es wäre ein zweckloses Bemühen, nach Gründen für diese Handlung zu suchen; denn 'es war überhaupt eine so allgemeine Offenheit unter den Menschen, dass man mit keinem Einzelnen sprechen, oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten' (Dichtung und Wahrheit XIII); zahlreiche Veröffentlichungen von Briefen Lebender geben den thatsächlichen Beweis dafür. Schon 1746 hatte Gleim die 'Freundschaftlichen Briefe' herausgegeben, und viele andere waren ihm ohne Bedenken darin nachgefolgt. Dass durchaus keine böse Absicht Gleims vorlag, zeigt schon der Umstand, dass er im folgenden Jahre auch die an ihn gerichteten Briefe des Consistorialraths Boysen, mit dem er eng befreundet



war, veröffentlichte.

In einem 'Vorbericht' suchte Gleim die Herausgabe der Spaldingbriefe zu begründen: 'Der Herausgeber gegenwärtiger Briefe war, vor vielen Jahren schon, mit Herrn Klopstock und Herrn Gleim, zusammen in einer Gesellschaft, in welcher gewünscht wurde, dass Herr Gleim seinen gelehrten Briefwechsel herausgeben möchte. Herr Klopstock trat diesem Wunsche bey! — Meine Freunde leben aber noch, sagte Herr Gleim, würden sie's erlauben? — Man muss sie nicht fragen, sagte Herr Klopstock!

Von den gegenwärtigen Briefen eines grossen Mannes gerieth eine Kopie in des Herausgebers Hände, jenes Gespräch fiel ihm ein, und er hatte nicht das mindeste Bedenken, nach jenen Regeln sie zum Drucke zu befördern.' \*<sup>54</sup>

Aus den oben gegebenen Andeutungen über den Inhalt und Ton der Briefe Spaldings geht hervor, dass ihm die [512] Veröffentlichung derselben in seiner gegenwärtigen hohen kirchlichen Stellung überaus unangenehm sein musste.

In der That liess er unmittelbar nach Beginn der Ostermesse 1771, in der die Briefe erschienen, in eine ganze Anzahl von Zeitungen eine Erklärung gegen Gleim einrücken, datirt vom 6. Mai. Er gab zuerst seinem Erstaunen über das Erscheinen dieser 'gedruckten Bogen' Ausdruck: er begriffe nichts von der Absicht, warum unbedeutende Dinge dieser Art, die für das Publicum so durchaus ohne Nutzen wären, der allgemeinen Kenntniss und Beurtheilung preisgegeben würden; wenigstens sei er sich keiner Beleidigung gegen irgend jemand bewusst, die eine solche Rache verdient hätte. Indessen möge man nur beachten, dass diese Briefe vor zwanzig Jahren und 'unter dem unverletzlichen Schirm der damaligen genauesten Vertraulichkeit' geschrieben seien. 'Alsdann hoffe ich', fährt er fort, 'wird diess Urtheil schwerlich härter und beschämender werden können, als dasjenige, welches ich längst schon selbst wider mich gesprochen habe. Wenn die späte Hervorziehung der Unschicklichkeiten, die zum Theil in diesen Briefen vorkommen, ohne Zweifel eben nur durch den auffallenden Kontrast derselben mit meinen jetzigen Umständen, ihre stärkste und unangenehmste Wirkung thut, so muss ich mich einer solchen Demüthigung geduldig unterwerfen, um desto völliger dafür zu büssen, dass ich ehemals so schwach gewesen, mich, wider meinen natürlichen Character, auf einige Zeit und gegen einige Personen, mit in einen gewissen, für lebhaft und geistreich gehaltenen Ton der läppischen Tändelei hinein ziehen zu lassen.' Für den Schaden, den die Veröffentlichung verursache, sei er nicht verantwortlich. Gute Menschen möchten entscheiden, was für Begriffe von Billigkeit und Ehre dergleichen Bekanntmachungen voraussetzen müssten. Ausser dieser scharfen Erklärung liess Spalding noch als Beilage zu den Briefen seinen letzten Brief an Gleim, den dieser nicht in die Sammlung aufgenommen hatte, in Zürich besonders drucken. Derselbe war in einem warmen, aber überaus würdigen, ernsten Tone geschrieben, und sollte offenbar die Wandlung, die in dem Schreiber vorgegangen war, veranschaulichen.

[513] Gleim ward durch die unerwartete Erwiderung sehr erschreckt. Er war sich in seiner Harmlosigkeit keiner Schuld bewusst, er konnte in den Briefen nichts Anstössiges entdecken, ihm erschien der Angriff Spaldings als völlig ungerechtfertigt, als ein Erzeugniss überspannten Theologendünkels. Er sprach seine Ansicht in dem Gedicht 'An die Musen' (Werke hg. v. Körte 2, 5 ff.) aus:

. . . . Und meine Leier tönst dann,  
Dass es die Schäfer hören.  
Die Schäfer kommen auch heran, . . . .  
Und horchen Scherz, und dann und wann  
Mitunter gute Lehren.

Das aber will der Pfarrer nicht,  
Von meiner Leier leiden;  
Macht ihr ein ernstes Amtsgesicht,  
Und schilt auf meine Freuden,  
Und nennt mich einen bösen Wicht,

---

<sup>54</sup>\* Dass Gleim hier einen fremden Herausgeber fingirt, besagt gar nichts, eben so wenig wie der angebliche Druckort 'Frankfurt und Leipzig'. Wir wissen, dass ein Halberstädter Buchhändler auf der Leipziger Messe die Briefe vertrieb, und ausserdem hat Gleim seine Urheberschaft nie bestritten.

Und einen argen Heiden.

Und darum pocht auf euren Schutz,  
Ihr Musen, meine Leier,  
Und bietet ihren Feinden Trutz,  
Und allem Ungeheuer;  
Ich aber still bei meinem Uz  
Sing' ihm das Abenteuer:

Dass eine Taube sich verkroch  
Vor einem Priesterkragen . . . .

Diese Verse veröffentlichte Gleim erst 1772, als der Sturm, den er, ohne es zu wollen, erregt hatte, vorübergebraust war, in einem Sonderdruck; zunächst verkroch er sich ängstlich vor dem 'Priesterkragen'.

Aber ein anderer Kämpfer trat für ihn auf den Plan. Johann Benjamin Michaelis hatte während seiner Studienzeit, von Noth getrieben, seine ersten Gedichte herausgegeben, die ein nicht unbedeutendes, besonders satirisches Talent verriethen und schnell Beachtung fanden. Durch Oeser wurde er mit Gleim bekannt und dieser nahm ihn, nachdem er sich als Journalist und Theaterdichter, letzteres auf Lessings Empfehlung, kurze Zeit versucht hatte, unmittelbar bevor der Streit mit Spalding ausbrach, bei sich auf. Michaelis bezog in Halberstadt das Zimmer, welches bis dahin Johann Georg Jacobi bewohnt hatte. Es war [514] mit Abbildungen und Statuen, die Amoretten darstellten, ausgestattet<sup>\*55</sup> und diese Verzierungen boten der Phantasie Michaelis' eine willkommene Anregung.<sup>\*56</sup> In einer aus Prosa und Versen gemischten Epistel 'An den Herrn Canonicus Jacobi in Düsseldorf, aus Seiner Studierstube in Halberstadt (Halberstadt, bey Johann Heinrich Gros 1771)', datirt vom 25. Juni 1771, schildert er, wie er sammt seiner Hypochondrie und seinem Satyr Jacobis Amors in die Schule genommen habe, um aus ihnen Satyrn zu machen. Der eine soll die alten Liebhaber verspotten, der andere die Ungetreuen züchtigen, der dritte, der 'Busenjuvenal' soll das Strafamt bei den Busen haben.

Du aber, Ausbund aller Tücke,  
Mit Überschlag, Muff, Mantel und Perücke,  
Herr Pastor-Amor sprich, was übertrag ich Dir?  
Ein halber Erdkrays wird vor deiner Geysssel zittern!  
Es sey! — Ich schicke Dich mit ihr  
Zu kargen Vätern, scheelen Müttern:  
Und allenfalls, wenn wir ihn nicht erbittern,  
Zu manchem Kritiker — der Herr erlaube mir —  
Wie Du, voll nichts, und doch voll Flittern,  
Wie Du, halb Pfau, halb Murmelthier.

Mit diesen Versen redete Michaelis einen kleinen wächsernen Amor im Priesterhabite an, der sich ebenfalls in Jacobis Zimmer befand, ohne vorläufig weiter die Idee mit dem Pastor-Amor auszubeuten.

Aber einen Monat später, am 31. Juli, richtete er eine zweite Epistel 'An den Herrn Canonicus Gleim. Inliegend einige satyrische Versuche von unsers Jacobi Amorn', die in demselben Verlage wie die vorige, ebenfalls besonders gedruckt, erschien. Die Erfindung von den zu Satyrn umgebildeten Amoretten ist darin wieder aufgenommen. Zuerst wendet sich der 'Busenjuvenal' gegen die 'buhlerische Cloe' [515] in einem nach Form und Inhalt ausgezeichneten Gedicht. Von den buhlerischen Mädchen kommt Michaelis auf eine andere Art 'Unverschämter' männlichen Geschlechts, auf die Journalisten, die er unablässig mit der Geißel

---

<sup>55\*</sup> Michaelis nennt: L' enfant qui joue avec l'amour nach van Dyk, den Amor von Coypel, l' Amour porté par les Graces nach Boucher, und eine kleine Wachsstatuette, von der weiter unten die Rede sein wird.

<sup>56\*</sup> Es sei daran erinnert, dass die Anakreontiker, in Nachahmung der griechischen Lyrik, es ausserordentlich liebten, an Werke der bildenden Kunst ihre Dichtungen anzulehnen.

seines Spottes und einem unersättlichen Hasse verfolgte. Mit Recht hielt ihm ein Recensent (Chr. H. Schmid im Almanach der deutschen Musen 1772 S. 140) vor, dass er ja selbst eine Zeit lang diesem geschmähten Stande angehört habe. Gegen die Journalisten schleudert Pastor-Amor seinen Exorcismus. Gleim als ein geistlicher Herr von zwei Stiftern soll erklären, ob er ihn für kräftig genug halte. Er beginnt:

Fahr aus, unsaubrer Geist!  
Entfleuch diesen Fingern, welche dir dienen!  
Nebst allem Kritikakel von ihnen,  
Das dich Vater heisst!

Mit Entrüstung führt Michaelis ferner die Anekdote aus den 'Briefen über das Mönchswesen' (von La Roche, 1771) an, dass ein gewisser R. auf einer lutherischen Hochschule sich erfrecht habe, Gessners Idyllen zu verbrennen. Auch über ihn ruft Pastor-Amor sein Anathema aus:

Der du meinen Heiligen verbrannt!  
Sünder, aus dem Grabe wachse dir die Hand!  
Kubach reite deine Seele  
Nach des Orkus Schwefelhöhle!  
Mit fleischendem Zahn  
Grinse der blinde Ziska dich an!  
Zinzendorf und Herrnhuts ganzes Chor  
Heule, deinem angepflockten Ohr,  
Ewig seinen zwölften Liederanhang vor !

Wenn aber dieser Herr niemals unter den Lutheranern existirt hätte, dann würden es die Herren Katholiken nicht übel nehmen, wenn er Unwahrheit mit Unwahrheit vergälte und seinen toleranteren Glaubensgenossen zur Ehre folgende Absolution seines Pastor-Amors unter dem Namen eines Paters von ihrer Kirche verkaufte.

Die Absolution, welche so viel Entrüstung hervorrief, lautet folgendermassen:

Gleim.

Ehrwürdger Herr! Nach Ammtsgebrauch  
Woll er mich Beichte hören!

[516] Pastor-Amor.

Vom Herzen gern! — Nur dass sich auch  
Der Herr Poet bekehren!

Gleim.

Manch schönes Trink- und Liebsgedicht  
Schrieb ich in vorgehen Tagen — —

Pastor-Amor.

Das weiss ich; und Er schämt sich nicht,  
Die Augen aufzuschlagen?

Gleim.

Warum? Ich sang den Menschen Muth  
Und Freude. That ich übel?

Pastor-Amor.

Zähklappen für die Höllenbrut!  
So wollens Ich und Bibel!

Gleim.

Wahrhaftig? — Gleichwohl lobte mich  
Ein Theil von Seinem Orden!

Pastor-Amor.

Noch warens Prediger, wie ich;  
Nun sind sie Pröbste worden!

Gleim.

Drum bitt' ich ihn, ders noch nicht ist,  
Mir Armen, der in Gram zerfließt,  
Mit Ablass beyzustehen!

Pastor-Amor.

Bloss, dass er einsieht, wie bereit  
Ihm auch ein künftger Probst verzeiht  
Ein Ach — so solls geschehen!

Gleim.

Ach! dass von mir denn in die Welt,  
Seit mich mein Ammt im Zügel hält,  
So wenig Lieder kamen! —

Pastor-Amor.

Verzeih's Ihm Gott! — hier ist sein Geld! —  
Er geht verlohren! — Amen! —

Es war für jeden, der die Ereignisse der zeitgenössischen Litteratur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgte, leicht zu erkennen, gegen wen sich die, übrigens recht ungeschickte Satire dieses Gedichts wendete. Die gesperrt gedruckten Stellen, die allerdings im Originaldruck nicht besonders hervorgehoben sind, wiesen zu deutlich auf den Berliner Probst hin, das Gedicht kam ferner aus Halberstadt, aus [517] Gleims unmittelbarer Umgebung, von einem Manne, der unter seinem Schutze stand, — was Wunder, dass man den unedlen Angriff Gleim zuschrieb, mindestens annahm, dass er keinen Widerspruch dagegen erhoben habe? Auch Jacobi schien im Bunde zu sein. Einem von seinen Amors war die Rolle des Sprechers zugetheilt; man konnte also voraussetzen, dass er seine Zustimmung gegeben habe. Aber in Wahrheit hatten Gleim und Jacobi gar keinen Antheil an der übel gerathenen Satire; sie entstammte einzig und allein der galligen Laune von Michaelis, welcher begierig die Gelegenheit ergriffen hatte, seine krankhafte Hypochondrie, der er noch vor Ablauf eines Jahres erlag, an Spalding auszulassen, vielleicht auch Gleim damit einen Gefallen zu erzielen meinte.

Doch noch Ernsteres als eine Beleidigung des allgemein verehrten Spalding lag vor: eines der Sacramente der christlichen Religion war zum Gegenstand des Scherzes gemacht worden. Die leichte Dichtung hatte es bisher ängstlich vermieden, irgend einen directen Angriff auf Gegenstände des Glaubens zu richten. Gleim hatte wohl in seinen ersten Gedichten manches scharfe Wort gegen heuchlerische Priester gerichtet, auch Jacobi hatte an mehreren Stellen den klösterlichen Zwang verspottet (Werke 1770 1, 127 ff. 183; 2, 154 ff. 162), Wieland war erst vor kurzem in seinen 'Beyträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens' mit seinem Abulfaouaris den Heuchlern strafend entgegengetreten. Aber keiner griff vor Michaelis die Religion oder einen ihrer Vertreter in einem bestimmten Punkte an; alle hatten sich darauf beschränkt, Laster und Gebrechen, die in den Mängeln des Charakters oder in äusseren Institutionen beruhten, zu brandmarken. Die Dichter erkannten viel zu gut, was für sie auf dem Spiele stand, wenn sie zu dem mächtigen religiösen Gefühl der deutschen Lesewelt in Widerspruch traten, als dass sie sich dieser Gefahr ausgesetzt hätten. Der Grundsatz 'die Religion muss uns immer in ihren Handlungen zu feyerlich seyn, als dass wir sie in unsere Scherze einflechten dürften', den Klotzens Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften (6, 533) [518] bei einer Besprechung von Michaelis Epistel aussprach, galt allgemein.

Am meisten wurde Wieland durch die Erscheinung des 'Pastor-Amor' verletzt. Zwar beherrschte ihn nicht mehr jener zelotische Eifer, mit dem er einst in dem 'Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes', in den 'Sympathieen' die leichte Dichtung angefeindet und sie in den 'Empfindungen eines Christen' sogar der geistlichen Gerichtsbarkeit denunciirt hatte; aber er fühlte, dass er mitgetroffen wurde, wenn ein Dichter aus dem Kreise, der ihm am nächsten stand, von der öffentlichen Meinung als Frevler an dem Heiligsten verurtheilt wurde. Er musste um so empfindlicher in diesem Punkte sein, da er an der katholischen Universität Erfurt misstrauisch als Freigeist betrachtet wurde, und er musste offen zu solchen Ausschreitungen seiner bekannten Freunde Stellung nehmen, wenn sie ihm nicht die Gönner in der Mainzer

Regierung abwendig machen sollten. Daher der Zorn, in dessen Aufwallung er gegen jede Gemeinschaft mit dem Übelthäter kräftigen Widerspruch einlegte und seine Freunde aufs dringendste eben dazu aufforderte. Am 6. September 1771 schrieb er an Gleim (Ausgewählte Briefe 3, 71 ff.):<sup>57</sup> '... Ums Himmels Willen, liebster Gleim, hören Sie einmal auf, durch Ihre unbegrenzte Gutherzigkeit jedes Insekt des Parnasses zu autorisiren, sich vor den Augen der Welt Ihren Freund zu nennen, und eine Vertraulichkeit mit Ihnen zu affectiren, welche Sie für alle Sottisen dieser Witzlinge responsabel macht. . . . Das Wenigste, mein bester Gleim, was Sie sich selbst und dem Publico und denjenigen von Ihren Freunden, welche mehr Ehre zu verlieren haben, als Herr \*\* [Michaelis], schuldig sind, ist, den Menschen fortzujagen, und der ganzen Welt zu avisiren, dass Sie es gethan haben, und warum Sie es gethan haben. Seitdem ich mir eine Ehre daraus gemacht habe, der jetzigen Welt und der Nachwelt zu sagen, dass ich Gleims und Jacobis Freund bin, seitdem ist die Wuth, sich öffentlich zu Freunden meiner Freunde zu kreiren, in alle avortons du Parnasse gefahren. . . . Dem Herrn Michaelis rathe ich, sich in Acht zu nehmen, [519] und mich nicht zu reizen, dass ich ihn nicht ecrasiren helfe.'

Eine zweite und öffentliche Entladung des Wielandschen Ärgers über 'den bübischen Mutwillen dieses Cynikers' erfolgte in einer Recension, welche das 37. Stück der Erfurter gelehrten Zeitung 1771 brachte. 'Wir zeigen diese Broschüre nur an', heisst es darin, 'um unser Missfallen und unsern Ekel an dem Missbrauch, den Hr. Michaelis von seinen schönen Talenten macht, öffentlich zu bezeugen.' Gleim und Jacobi müssten über den leichtsinnigen Ton des Scherzes, der solche Dinge treffe, über welche kein Mensch, der nur den mindesten Anspruch an Sitten oder an die Achtung seiner Mitbürger mache, zu spotten fähig sei, denselben Verdross und Widerwillen wie alle ehrliebenden Leute empfinden. Er könne den Herrn Gleim und Jacobi nur den wohlgemeinten Rath geben, gegen die Afterfreunde sich künftig besser zu verwahren, durch die sie in Händel und Tracasserien verwickelt würden, die ihrem schätzbaren Charakter in den Augen der Welt ein zweifelhaftes Licht gäben. Es sei kein Ruhm so gross und so wohlbefestigt, der nicht endlich durch solche Freunde zerstört werden könnte. 'Ein Mensch, der so wenig Diskrezion hat, nicht zu fühlen, dass man die Ehre, an die Freundschaft eines Gleim oder Jacobi Anspruch zu machen, vorher verdient haben muss, ehe man sich ihrer anmasst, ist gewiss nicht derjenige, der dieser Ehre jemals würdig seyn wird.'

Durch diese Erklärung wurden im Grunde genommen Gleim und Jacobi nicht minder getroffen, als Michaelis selbst. Denn es leuchtete durch alle die Lobsprüche, die Wieland ihnen spendete, doch der Vorwurf der stillschweigenden Duldung von Michaelis' Vorgehen hindurch, der gegen den klugen, noch dazu weit entfernten Jacobi sicher, gegen den harmlosen und gutmüthigen Gleim höchst wahrscheinlich ungerechtfertigt war. Jacobi hatte sogleich, ebenso wie Wieland, das Bedenkliche der Satire erkannt. Unmittelbar nach Empfang derselben, am 16. August 1771, richtete er an Michaelis ein öffentliches Schreiben, in dem er diesem zwar für die 'ganz eigentümliche, den Deutschen bisher unbekannte Laune', die in seinen Versen herrsche, Anerkennung [520] aussprach; aber sich unbedingt gegen den Verdacht, als habe er an der 'Absolution' den geringsten Antheil, verwahrte. Er bat, ihn 'keiner albernen Gravität' und noch weniger irgend einer Heuchelei fähig zu halten; allein es müsse ihm am Herzen liegen, dass die Welt zwischen seinen Schriften und Handlungen keinen Widerspruch finde. Er habe sich nie vertheidigt, wenn er verkannt worden sei; aber jetzt müsse er mit eben der Ehrlichkeit reden, mit der er früher geschwiegen habe.

Ebenso wie Jacobi, wird vermuthlich auch Gleim eine öffentliche Rechtfertigung von Michaelis verlangt haben. Am 30. August richtete dieser an Jacobi wiederum ein Schreiben (gedruckt zusammen mit Jacobis Brief u. d. T.: 'Zween Briefe von Jacobi und Michaelis Pastor-Amors Absolution betreffend'. Halberstadt 1771). Er versucht darin den scherzhaften Ton der ersten Episteln festzuhalten: 'Da sitzen wir, lieber Pastor-Amor! — Alle deine Stiefcollegen speyen Feuer und Flamme; Gleim kennet dich nicht: und Jacobi weiss nichts von dir!' Aber wir bemerken nicht mehr den muthwilligen Spott, sondern das gezwungene Lächeln der Verlegenheit in seinen Worten, wenn er den 'Pastor-Amor' einen 'Ausbund aller Tücke' nennt, der sich nur unter die Amors Jacobis eingeschlichen habe. Er lässt auch bald den heitern Ton bei Seite und nimmt eine ernste Miene an. Er beklagt sich, dass Jacobi in den Zeitungen gegen ihn eine Art gelehrten Steckbriefs erlassen habe, er spricht ihn und Gleim von allem Antheil frei. Und dann behauptet er, kein ehrlicher Mann könne eine Auslegung von dem Gedichte machen, die er (Michaelis) nicht zugeben müsste; nur erkläre er jeden für einen Nichtswürdigen, der ihn der geringsten Nichtswürdigkeit zeihe, ehe er sie ihm bewiesen. Die Religion kenne ihre wahren Verehrer besser, als die Herren Wölfe in Schafspelzen sich einbildeten, die ihn angegriffen hätten. 'Kann ich dafür, dass ich in dem Exorcismus und den Missbräuchen

---

<sup>57</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676584284>

gewisser Absolventen, nicht die ganze heilige Kraft finden kann, derer sich diese Herren rühmen? Oder soll ein armer Laye seinen Mitbrüdern nicht wenigstens ins Ohr zischeln, was seine gesunden Augen offenbar sehen?'

[521] Man habe ihm sogar den bürgerlichen Namen eines ehrlichen Mannes geraubt, ihn zum feilsten Miethlinge fremder Affecte erniedrigt, weil er den unseligen Stolz gewisser höherer Geistlichen nicht für den Geist der Salbung hielt, weil er es unanständig fand, dass man seine Maximen nach dem Amte zuspitzte. Sein Original heisse Kalchas, man könne dafür Probst, Prior, Bischof, Generalsuperintendent setzen. Und nun folgt die unmittelbare Wendung gegen Spalding. Dieser habe andere durch sein Verfahren der zweideutigen Auslegung des Publicums preisgegeben, habe nicht an das Hohngelächter derjenigen gedacht, die Scherz und Schandthat mit einerlei Stempel brandmarken und auf immer in unserer Seele eine Heiterkeit untergraben, welche die Grundfeste aller freiwilligen Tugend, selbst vielleicht aller vernünftigen Wünsche eines ewigen Glücks ist. 'Wollen wir unthätig die Wahrheit bis an den Abgrund führen lassen: und uns dann erst zu ihrer Rettung entschliessen, wenn der Fanatismus auch auf uns mit dem Strick in der Hand zukömmt?' Nichts sei für ihn weniger bestimmend als das sogenannte Ärgerniss. Wie viel unschuldige Herzen habe Luther ärgern müssen, um einen Götzen vom Throne zu reissen, den ganz Europa anbetete. Jacobi solle sein Melanchthon bleiben. 'Mässigen Sie durch Ihre Sanftmuth meine Hitze, durch Ihre Warnungen meinen Eyfer; aber glauben Sie gewiss, dass weder Leichtsinn, noch Muthwille den geringsten Antheil auch nur an Einer Zeile gehabt, die Sie bisher von mir gelesen.'

Diese Erklärung, in der Michaelis mit festem Muthe im Ernste das aufrecht erhielt und weiter ausführte, was er im Scherz gesagt hatte, erzielte eine grosse Wirkung. Denn statt dass sich nun erst recht alle auf ihn warfen und ihn zermalmten, fand er im Gegentheile Unterstützung und schnelle Versöhnung mit seinen Angreifern. Chr. Heinrich Schmid schrieb in seinem Almanach der deutschen Musen (1772 S. 141): 'Pastor-Amor hat so viel Ärgerniss in der Welt gestiftet, dass selbst der sanftmüthige Jacobi um der Schwachen willen etwas auf ihn zürnt. Aber weder der freundschaftliche Verweis eines Jacobi, noch das niederträchtige Verfahren eines Recensenten in der [522] Erfurter Zeitung scheinen einen tiefen Eindruck auf den Dichter gemacht zu haben. Und mit Recht! Wir würden unseres Lebens nicht froh, wenn wir jede Scrupolität [!] und jede Niederträchtigkeit beherzigen wollten. Vielmehr hat Herr Michaelis daher Gelegenheit genommen, die Scheinheiligkeit von neuem zu züchtigen.'

Die Schnelligkeit, mit der Wielands Zorn verrauchte, entsprach der ursprünglichen, jäh auflodernden Hitze desselben.\*<sup>58</sup> Bereits am 9. September (Ausgew. Briefe 3, 76)<sup>59</sup> bat er Gleim die wilde Heftigkeit seines letzten Schreibens ab, versicherte ihn, dass er des Vorsatzes, seinen Gleim zu beleidigen, unfähig sei, dass er ihn von Grund der Seele liebe und der Güte seines Herzens und der Unschuld seiner Beweggründe alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren lasse. Über die Sache denke er noch ebenso, er habe nur Unrecht gehabt, in der ersten Wuth zu schreiben, und beschwöre Gleim seinen letzten Brief zu vernichten und durch die Versicherung seiner unveränderlichen Freundschaft den unangenehmen Eindruck dieses tollen Briefes auslöschen zu lassen. Er bedaure Michaelis wegen seiner Hypochondrie. 'Diese Gattung von Leuten kann kaum für ihre Handlungen responsabel gemacht werden. Ein Poet seyn, ist schon so viel, als einen oder zween Sparren zu viel haben, aber noch hypochondrisch dazu seyn, ist zu viel für die Weisheit irgend eines Sterblichen. Wenn ein Hypochondrist einen Anfall von Spasshaftigkeit hat, so ist Gott der Vater auf seinem hohen Thron nicht sicher vor seinen Einfällen; er meint es so böse nicht, und ich wollte wetten, dass Herr M. gar nicht wird begreifen können, dass sein Pastor-Amor ein völlig injustificables Ding ist.' Er besteht, vielleicht mehr durch seine Lage gezwungen, als aus innerem Bedürfniss, auf seiner Absicht, öffentlich sein Missfallen daran auszusprechen, und hat dieselbe, wie wir wissen, auch ausgeführt. Zum Schluss der Rath: 'Qui vult, bene vivere, debet de Domino Abbate omnia bona loquere etc. Lasst die Priesterschaft ungehudelet, wenn ihr ein geruhig Leben führen wollt!' Den Satz hatte er in Biberach und Erfurt erprobt.

[523] Noch einmal wandte er sich, am 21. October,<sup>60</sup> in einem flehenden Schreiben an Gleim, um Vergebung zu erlangen. Dieser erwiderte mit einem Briefchen, für das ihm Wielands ganzes Herz dankte, wiewohl es bei einigen Stellen blutete (Wieland an Gleim 3. November).<sup>61</sup> Drei Tage darauf schrieb

---

<sup>58</sup>\* Vgl. dazu Heinses Brief an Gleim vom 23. September 1771.

<sup>59</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676584292>

<sup>60</sup> <http://www.digishelf.de/piresolver?id=676584306>

<sup>61</sup>\* In demselben Briefe empfiehlt Wieland den jungen Werthes an Gleim. Es ist also nicht ganz richtig, wenn Seuffert (Zeitschrift f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 26, 263) sagt: 'Aus dem Kämpfer gegen einen Michelis war also binnen Jahresfrist der Patron eines Werthes geworden.'

Wieland an Jacobi, Gleim habe ihm das Unrecht, das er wider seinen Willen gethan, so stark zu verstehen gegeben, dass er unmöglich mit sich selbst zufrieden sein könne. Schmerzlich bewegt bricht er in die Worte aus: 'Ich sehe, dass ich das Herz des guten Gleims verloren habe.'

Gleim wird schwerlich lange den Bitten des verstossenen Freundes widerstanden haben. Ein überschwängliches Schreiben Wielands an Jacobi vom 2. December (a. a. O. S. 86 ff.) sagt zwar nichts von einer erfolgten Aussöhnung; aber die erneute Selbstanklage Wielands scheint eine solche befestigen zu sollen. Er spricht von dem 'guten Michaelis', und begründet das Attribut folgendermassen: 'Denn es ist genug für mich, dass Sie und Gleim Ihn Ihrer Liebe werth finden, um mir's zur Pflicht zu machen, so lange ich lebe alles anzuwenden, damit ich die Unbild, die ich ihm in übertriebener Hitze angethan habe, vergüten möge. *Le vilain homme que j' étois!*' Nachdem die, wenigstens seinen Amtsgenossen gegenüber kaum unnöthige Besorgniss um seine Stellung durch sein Auftreten zerstreut war, konnte er das gefährliche Poem sachlich und harmloser betrachten, zumal er Anlass zu finden glaubte, Spalding preiszugeben.

Im Januar 1772 erbot er sich sogar für Michaelis' poetische Briefe Subscribenten zu sammeln, und erklärte, dass es ihm doppelt leid thue, dem armen Michaelis um Spaldings Willen Unrecht gethan zu haben, seitdem er wisse, dass dieser nur ein Tartuffe und höchstens nur ein Abulfaouaris sei (Pröhle, Lessing Wieland Heinse S. 233).<sup>\*62</sup>

[524] Der 'arme Michaelis' starb schon am 30. September desselben Jahres, ehe er Zeit gefunden hatte, sein Talent an würdigeren Gegenständen als den Sünden der litterarischen Kritik und der angeblichen Unduldsamkeit eines Berliner Predigers zu erproben. Unmittelbar vor seinem Tode schrieb er für seinen Freund, den Verleger Dyk, seine Selbstbiographie (Neues lausitzisches Magazin 56, 291 ff.). Darin stellte er die Gründe, welche ihn bei der Abfassung des Anathems und des 'Pastor-Amor' leiteten, folgendermassen dar (S. 312): 'Das Ärgerniss über die Dummheit eines gewissen R., der Gessners Schriften verbrannt, erzeugte das Anathem; der Verdruss über die verzweifelten Kunstrichter, die, wie man mir sagte, noch immer scharenweise gerade im besten Wettlauf den Dichtern zwischen den Beinen herumliefen, brachte die kleine Beschwörung hervor; und endlich der Hass gegen alle Hasser der Freude von aussen — von innen aber — kurz gegen alle diejenigen — doch ich habe ja alles schon in meinem dritten Briefe, diese Amorn betreffend, gesagt, und würd es nicht gesagt haben, wenn die Religion mir gleichgültig wäre, wenn mir's gleichgültig wäre, wie und welche Hirten vor uns den Weg, den wir alle betreten sollen, vorausgingen— dieser Hass, ohne irgend eine Verabredung, ohne die geringste Cabale brachte mich auf Pastor-Amors Absolution. Auf diese ganz unschuldige Weise entstand der Brief an den Herrn Kanonicus Gleim. . . . Dieser Brief machte sogleich überall ein erstaunliches Aufsehen. Mein armer unschuldiger Gleim sowohl, als ich, empfing über den Pastor-Amor von Freunden und Feinden eine Menge Briefe, worunter auch anonyme, oder vielmehr förmliche Pasquille nicht ausblieben. Selbst mein guter Jacobi liess, aus Furcht vor den Juden, nach seinem natürlich etwas schüchternen Charakter ein Schreiben an mich drucken; ich sahe mich genöthigt, es zu beantworten, und so entstanden 'Zween Briefe' u. s. w. Erst war ich willens, noch einen vierten Brief diesen dreyen beyzufügen; allein ich war vor der Hand des Dings überdrüssig, und hob mir die Materie dazu seiner Zeit und seinem Ort auf.' Bemerkenswerth ist noch die Angabe Michaelis' (S. 315), dass er [525] später für eine Professur in Giessen vorgeschlagen, aber wegen einer in Jena erschienenen Recension des 'Pastor-Amor' abgelehnt wurde.

Spaldings Groll gegen Gleim zeigte sich noch in seiner Selbstbiographie, die 1804 von seinem Sohne herausgegeben ward. Das Urtheil, welches er dort S. 29 über den ehemaligen Freund ausspricht, ist zwar nicht unbedingt absprechend, aber kalt und doppelsinnig.

Keinem der Betheiligten in der eben geschilderten Episode gereicht sein Verhalten zur Ehre, am wenigsten Wieland. Seine Heftigkeit kann höchstens durch das schnelle und freimüthige Bekenntniss seiner Schuld verzeihlicher werden; aber es ist dabei zu bedenken, dass der Angriff öffentlich geschah, die Abbitte nicht.

So konnten ferner Stehende, wie Goethe, leicht den Eindruck gewinnen, als habe Wieland in der That der durch Gleim und seine Freunde vertretenen, anakreontischen Dichtungsart Fehde angesagt und sich entschieden auf die Seite der Gegner dieser altersschwachen Gattung gestellt. Uns, die wir wissen, dass Wielands Vorgehen durchaus keine dauernde Veränderung seiner Richtung bedeutete, berührt es freilich wunderbarlich, wenn wir gerade ihn in Goethes Lied 'So ist der Held, der mir gefällt' als Vertreter der Feinde der Anakreontik nennen hören. Aber das Gedicht ist offenbar unter dem frischen Eindruck des

---

<http://www.digishelf.de/piresolver?id=676584314>

<sup>62\*</sup> Es ist mir nicht bekannt, was Wielands Meinung über Spalding so verändert hat.

<http://www.digishelf.de/piresolver?id=676584322>

Wielandschen Artikels in der Erfurter Zeitung geschrieben, ehe noch die Nachricht von der bald erfolgten Aussöhnung zu Goethe gelangt war. So gewinnen wir für die Datirung einen neuen bestimmteren Anhalt und können als Abfassungszeit die nächsten Monate nach den geschilderten Vorgängen, also den Herbst 1771, ansetzen, was um so wahrscheinlicher ist, da in diese Zeit auch die Trübung der Freundschaft zwischen Wieland und Heinse fällt, den Goethe schon wegen seiner persönlichen Beziehungen zu dem Halberstädter Dichterkreise diesem beizuzählen geneigt sein mochte.

Düntzer, dem Seuffert (Zeitschrift f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 26, 262) beistimmt, vermuthet, dass unser Gedicht zunächst gegen die 1772 erschienenen 'Hirtenlieder' von Werthes gerichtet sei. Diese Hypothese muss, falls die [526] obige chronologische Feststellung als richtig anerkannt wird, fallen gelassen werden, was meines Erachtens ohne Bedenken geschehen kann. Denn alle die Stellen, welche als Beweis für die Beziehung des Goetheschen Gedichts zu den 'Hirtenliedern' angeführt werden, zeigen doch nur eine Übereinstimmung in allgemein typischen Zügen der Anakreontik, die bei Werthes in einer Art Musterkarte zusammengestellt erscheinen. Sie würden sich sämmtlich mit leichter Mühe bei andern Anakreontikern nachweisen lassen. Schon die handschriftliche Überschrift 'An Wieland' legt die Vermuthung nahe, dass das Gedicht einem Anlass seine Entstehung verdankt, bei dem Wieland in persönlichen Gegensatz zu den darin angegriffenen Dichtern trat. Das war bei den Liedern von Werthes nicht der Fall, wohl aber bei dem durch 'Pastor-Amor' heraufbeschworenen Conflict. Gerade da die 'Hirtenlieder', wie Seuffert bemerkt, unter Wielands Flagge in die Welt hinaussegelten, ja sogar anhangsweise seinen 'Verklagten Amor' zum Geleit hatten, konnte er nicht in einem Gedicht, das die 'Hirtenlieder' verhöhnte, als Gegner der von ihnen vertretenen Richtung angeführt werden.. Es ist auch nicht ersichtlich, durch welche Stelle des Gedichts Seufferts Ansicht hervorgerufen ist, dass Goethe darin Wieland wegen der Veränderlichkeit seiner Sympathien verspottet haben soll. Man braucht in der Bezeichnung 'Wieland mit seines Gleichen' keinen ironischen oder verächtlichen Beigeschmack zu finden; will man dies aber, so halte man daneben den 'edlen Muth' (im folgenden Verse), und man wird erkennen, dass die Ironie sich nicht gegen Wieland und seines Gleichen (d. h. die übrigen Gegner der spielerigen, gedanken- und gefühlsarmen Poesie) richtet, sondern gegen die Anakreontik, von deren Standpunkt aus die Gegner mit dem geringschätzigen Ausdruck 'seines Gleichen' neben dem eigenen 'edlen Muth' herabgesetzt werden.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Behauptung Seufferts, Goethe habe seine Verurtheilung der Anakreontiker 'parodisch mit anakreontischen Mitteln vorgetragen' durch den Inhalt und die Form des Gedichtes wohl kaum genügend gestützt ist. Wie wenig absolute Beweiskraft [527] die Stelle, die Seuffert hierfür anführt, besitzt, wird schon dadurch äusserlich gekennzeichnet, dass von anderer Seite (Gegenwart 1879 Nr. 31) in den von ihm als Beleg citirten Versen

Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,

Auf den Lippen säuseln kühle Düfte

Ossiansche Anklänge gefunden werden. Es erscheint auch fraglich, ob 'rund, zart, weich, keusch' als specifisch anakreontische Epitheta gelten können, wie Minor und Sauer (Studien zur Goethephilologie S. 70) meinen.

Es ist nicht möglich, einen bestimmt ausgeprägten Stilcharakter des Gedichtes festzustellen. Ebenso wie anakreontische und ossiansche Einflüsse, lassen sich darin auch Anklänge an Klopstock, z. B. an das 'Vaterlandslied', auffinden, wie schon Minor und Sauer (a. a. O.) bemerkt haben. Das Ganze macht den Eindruck einer überaus flüchtigen Improvisation, in der sich der lange angesammelte Ingrimm gegen die undeutsche, weichliche Art bei einem äusserlichen Anlass mit plötzlicher Heftigkeit entlud. Die zornige Hand des Dichters zeichnete mit krausen Zügen ein Bild, in dem sich das ihm vorschwebende Ideal kräftiger Deutschheit in Mann und Weib mit den Zügen der conventionellen, gezierten Gestalten, die bis dahin der Dichtung zum Vorbild gedient hatten, vermischte. In dem so entstandenen Gemälde ist wohl die ursprüngliche Absicht des Dichters zu erkennen, jede Linie für sich zu deuten, aber die gegenseitige Beziehung der einzelnen Züge und die einheitliche Durchführung einer bestimmten Gedankenreihe ist nicht ersichtlich. Der Versuch, eine solche nachzuweisen, ist unternommen worden (Ad. Schroeter, der Entwicklungsgang der deutschen Lyrik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Wolmirstedt 1879 S. 89 ff.). Aber es muss, um zu einem günstigen Resultat zu gelangen, eine so grosse Anzahl von Zwischengliedern angenommen werden, dass die Goetheschen Bestandtheile nur als vereinzelt Steine dieses Phantasiegebäudes, nicht als selbständiger, zusammenhängender und in sich ruhender Aufbau erscheinen.

Sowohl von den 'Schriften' wie von allen Ausgaben seiner Werke schloss Goethe das Gedicht aus, doch erhielt [528] es Zelter, um es in Musik zu setzen; vermuthlich in einer zu diesem Zwecke durchgesehenen,



etwas veränderten Gestalt und ohne die letzte, polemische Strophe, die im Text von Zelters Composition fehlt. Die letztere enthält auch sonst noch einige Abweichungen von der in Goethes Nachlass gefundenen Handschrift. Hirzel (Verzeichniss 4 S. 99 f.) hat mit Recht angenommen, dass diese Änderungen von Zelter herrühren, und passend auf dessen Brief vom 8. Januar 1819 (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter 3, 7) hingewiesen, der klar zeigt, dass der Componist sich kein Gewissen daraus machte, in Goethes Dichtungen herumzuändern, wo sie sich seiner musikalischen Einkleidung nicht fügen wollten. Am 15. December 1816 (Briefwechsel 2, 366) meldet er dem Freunde, dass 'hübsche Liedchen fertig geworden' seien, darunter auch unser 'Flieh, Täubchen, flieh.' Den Vers 'Und so soll mein Deutsches Herz weich flöten' nennt er 'einen harten Hund', der sich nicht fügen wolle und an dem er sich schon die Zunge wund gerieben habe. Er hat die Schwierigkeit wahrscheinlich auf eigene Faust beseitigt, indem er die lästige Stelle V. 32 f. durch die Worte

Und so soll mein deutsches Herz ihn kennen,

Und so soll mein treues Herz ihn nennen

ersetzte, die in ihrer nichtssagenden Platttheit die Macho des bedrängten Componisten verrathen. Ebenso dürfte es sich mit den übrigen Abweichungen von der Ausgabe I. H. verhalten: sie zeigen alle das Bestreben, Härten, die den Fluss des Gesanges stören, zu mildern.\*<sup>63</sup> Zelter setzte eine einfache Melodie, die mit ihrem heitern Allegretto dem Gedichte den Stempel sanften Liebesglücks aufdrückte. Indem er die Schwierigkeiten theils beseitigte, theils nicht berücksichtigte (man beachte die zweite Strophe), machte [529] er das Gedicht zu dem Liede eines sehnennden Mädchens, das sich das Bild des geliebten Jünglings mit zärtlichen Farben ausmalt. Von Zelter wird wohl auch der Titel 'Mädchens Held', der zu dieser Auffassung passt, herrühren, und nicht von Goethe, wie Düntzer behauptet.

Goethen entschwand das Gedicht indessen, da Zelters Composition erst 1827 erschien, wieder völlig aus dem Gedächtniss. Als ihn der Kanzler Müller darum befragte, gab er eine ganz unmögliche Verbesserung des achten Verses ('offne Thore' in 'offne Thoren') an. Später wird die letzte Redaction erfolgt sein, in der das Gedicht in die nachgelassenen Werke überging. Darin fehlt auch die ursprünglich vorletzte Strophe, vielleicht der dunklen, schon von Zelter geänderten Verse 32 f. halber. In dieser Gestalt mussten seine Beziehungen, nachdem die Veranlassung schon durch den Wegfall der letzten Strophe unkenntlich geworden war, den Lesern als unlösbares Räthsel erscheinen: Noch in der ersten Auflage der Hempelschen Ausgabe (3, 94) konnte Loeper zur Erklärung nichts anführen, und als Zeitgrenze der Entstehung nur Wielands Tod (wegen der Überschrift 'An Wieland' im Manuscript) bezeichnen. Den Versuchen, dieses Dunkel zu lichten, schliesst sich der vorliegende bescheidenlich an.

Leipzig.

Georg Witkowski.

Nachwort. Der Verfasser vorstehender Untersuchung hat mich brieflich aufgefordert, zu seiner Ansicht über Goethes Lied hier Stellung zu nehmen. Ich bekenne also, dass ich mich noch nicht gezwungen erachte, meine Vermuthung vom Zusammenhang der Goetheschen Verse mit Werthes' Hirtenliedern aufzugeben. Nochmals zugestanden, wie schon a. a. O. S. 262, dass die von Goethe aufgegriffenen Worte 'allen Anacreontikern geläufig' sind, so liegt doch nahe, sie auf jene Lieder zu beziehen, in welchen sie sich so bequem beisammen finden, da doch Goethe sich nicht auch wie Werthes eine 'Musterkarte' angelegt hat. Entscheidender dünkt mich der Goethesche Anruf 'Schäfer', der nicht auf die Anacreontiker schlechtweg passt, wohl aber auf Werthes (der seine 'Hirtenlieder' auch Schäferlieder, [530] seine Hirten auch Schäfer heisst). — Aber selbst wenn ich diesen Zusammenhang zwischen Werthes und Goethe preis geben müsste, gelangte ich nicht dazu, die Anrede Wielands durch Goethe ernst zu nehmen. Ein Gedicht, das Goethes freudige Zustimmung zu Wielands Erklärung gegen Michaelis sofort nach deren Erscheinen aussprechen sollte, musste warnen: Sänger, scherzt nicht mit Heiligem; Goethe aber sagt: singt deutsche Manneskraft; hiefür konnte er sich auf Wielands Vorgang nicht berufen. Wenn er ihn trotzdem als Bundesgenossen hereinzieht (weil Wieland gegen Anacreontiker auftrat, wie Goethe gegen die Anacreontik auftreten wollte), so kann das nicht allein und nicht ganz ehrliche Zustimmung sein, es bleibt ein Rest, ein Zwiespalt zwischen Goethe und Wieland; und ich glaube nach wie vor, dass Goethe dessen bewusst auch auf Wieland

---

<sup>63</sup>\* Suphan trägt nach, dass die im Goethe-National-Museum bewahrte handschriftliche Sammlung der von Zelter componirten Goetheschen Lieder V. 2. 3 der 7. Str. also bietet:

*Und so soll mein deutsches Herz reich flöten*

*Rasches Blut in meinen Adern röthen.*

Das cursiv gesetzte ist von Goethes Hand auf Rasur geschrieben.

stichelte. — Endlich, auch Witkowski findet 'typische Züge der Anacreontik' in Goethes Lied: so mag meine Aufstellung, Goethe habe mit anacreontischen Mitteln parodirt, doch nicht ganz verfehlt sein, zumal ich niemals der Meinung war, das Gedicht sei rein anacreontisch.

B. Seuffert.